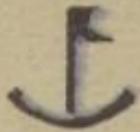


fröhliches



um den Werkstätten
ines Fabrikleiters



SLUB Dresden
zell 1

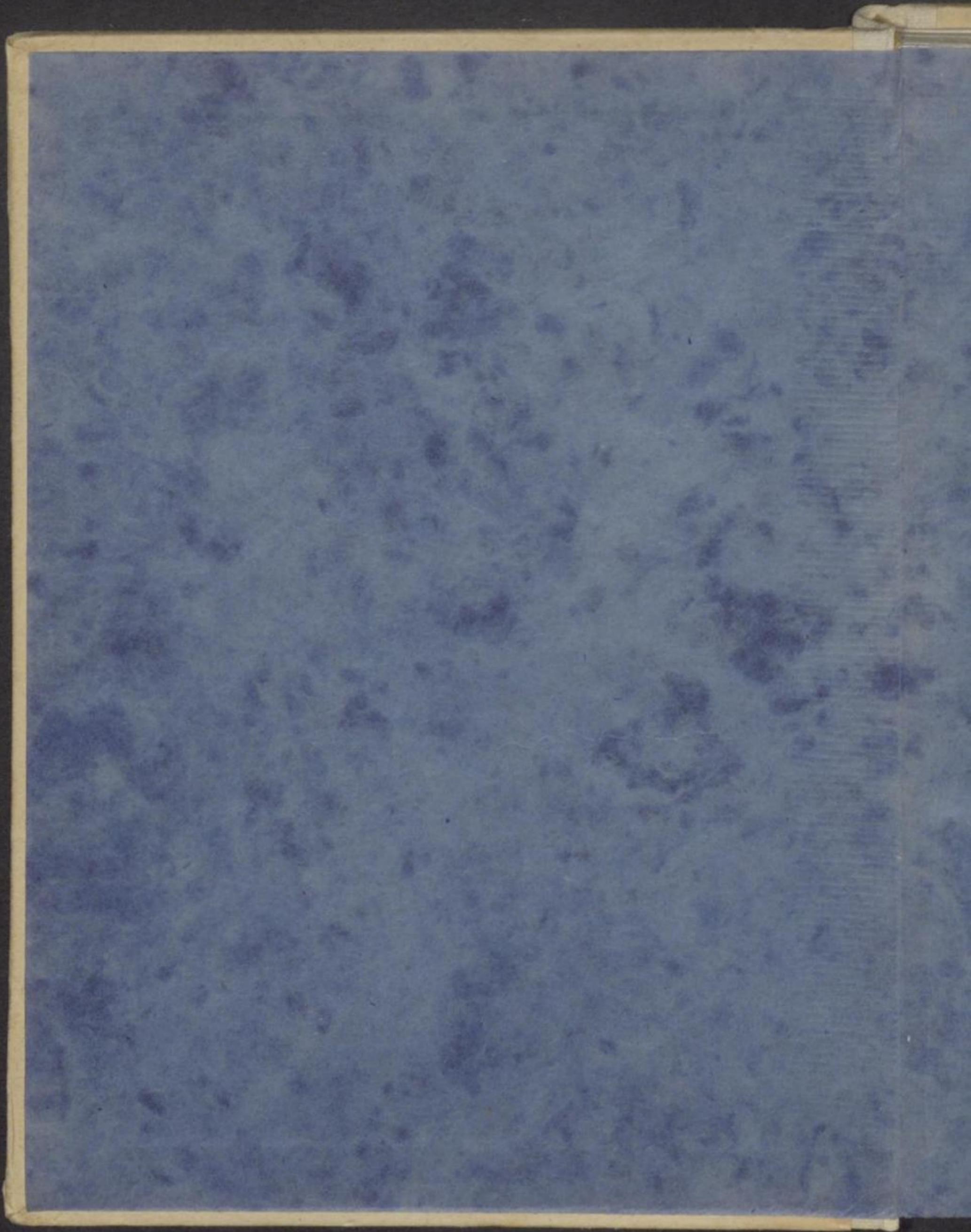
2020

8

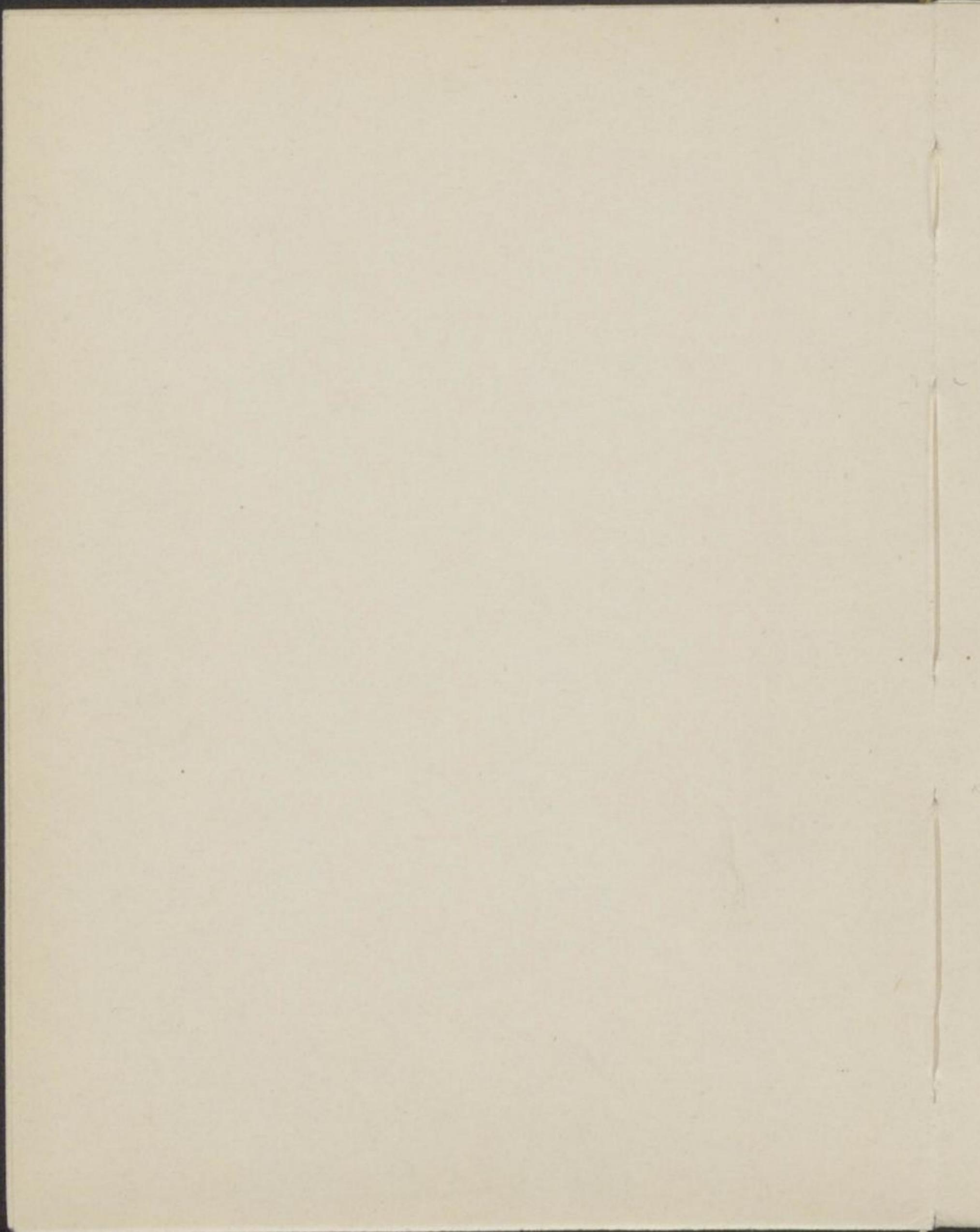
015636

m001

MAG







FRÖHLICHES UM DEN WERKTISCH
EINES FABRIKLEITERS

1 9 2 3

FRIEDRICH EMIL KRAUSS, SCHWARZENBERG SA.

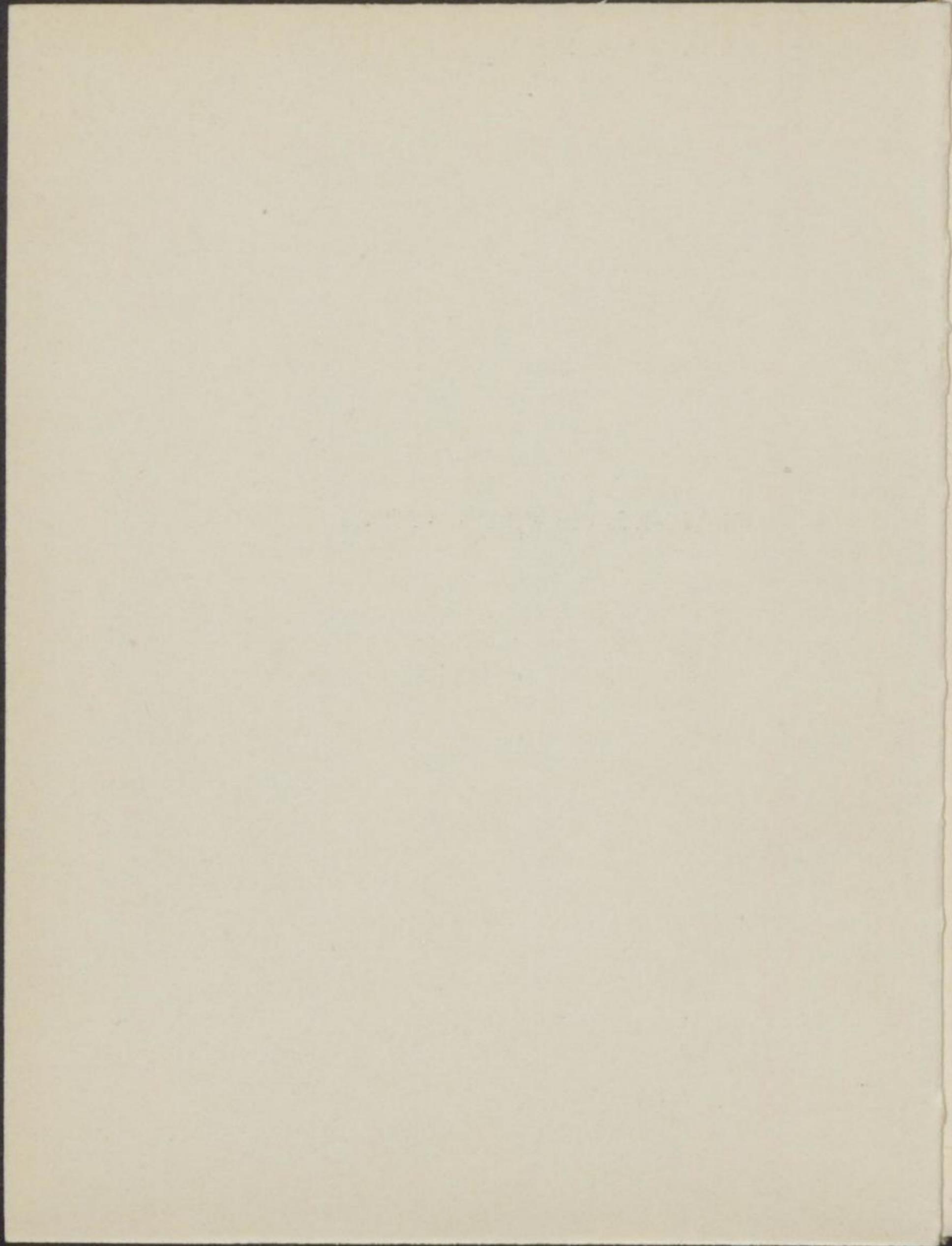
Zell 10001 KAS PH2



Copyright by Fr. E. Krauß, Schwarzenberg Sa.

2020 8 015636

MEINEM LIEBEN VATER





FRÖHLICHES UM DEN
WERKTISCH EINES FABRIKLEITERS

Auf meinem Arbeitstisch steht ein Blumenstrauß. Man könnte meinen, er würde gar nicht beachtet, aber er fehlt mir doch, sobald er einmal nicht da ist. Im strengen Winter läßt sich manchmal kaum ein Tannenzweig aus dem Schnee holen; dann tröstet mich meine Dauerblume, ein großer durchsichtiger Bergkristall. Wenn früh die Sonne für eine kurze Zeit auf meine Blumen scheint, leuchten sie durch den ganzen Raum und schauen mir bis zum Abend mit freundlichem Blick bei der Arbeit zu. Wer sollte mit einem so lieben Bundesgenossen nicht ab und zu etwas Fröhliches und Heiteres mitten im Alltag finden?

Frühmorgens liegen im Arbeitszimmer die ersten Allerweltsboten, die Depeschen. Wie nett von ihnen, daß sie sich bezwingen konnten, bis zum Morgen auf mich zu warten. Ich breche die erste auf: Bestellen zehntausend Einkocher Nürnberger Bund. Ist das nicht ein guter Anfang? Gewiß, da kommen auch gleich böse Geister: der hohe Zinkpreis, das zerbrochene Werkzeug; doch das alles wiegt die Freude nicht auf.

Die Post, die Post! Der Bote kommt mit großen Schrit-

ten und hinter ihm das Fräulein mit dem Messer und das andere mit dem sortierenden Blick. So ein papier-
nes Durcheinander! Es hat doch seinen Reiz, daß wir
noch kein Einheitsformat haben. Die Schreifarben las-
sen kein Überbieten zu. Und was da so manchmal
ankommt! Der Erfinder schreibt, gegen eine Million
Kautions würde er mir Einblick in seine Idee vom aus-
wechselbaren Kochtopfboden gewähren. Daneben eine
Karte in ABC-Schützenschrift: „Im Auftrag des Herrn
Gutsbesitzer Alban Fritsch geht diese Badewanne zu-
rück. Herr Fritsch konnte sich nicht in diesen Katalog
reinschicken. Fritsch ist ein Meter 80 lang, er bittet eine
größere Nummer, wo der Mensch vollständig reingeht,
daß er sich auch baden kann. Hochachtungsvoll . . .“

Vor Jahren hatte ich einer Berliner Metallhandlung /
wer kann die Gewichte so genau haben / 1000 kg
Hartzink zuviel geschickt. Darauf ein Brief: „Es wider-
strebt uns, den Nutzen für die von Ihnen mehr ge-
lieferten 1000 kg für uns zu nehmen. Verwenden Sie
den Betrag nach Gutdünken für Kinder im Erzgebirge.“

Das war eine freudige Überraschung / aus Berlin. Ist
am Morgen die Büroarbeit getan, gehts in die Werk-
stätten. Manchem Besucher wird das lärmende Getriebe
fürchterlich sein. Kennt man die Zusammenhänge, so
ist alles in Ordnung, und es läuft kein Rad zuviel. An
einer großen Presse wird gerade ein Werkzeug auspro-
biert. Es soll der Tank für das Wanderermotorrad aus
einem Stück Blech gezogen werden. Ich gehe nicht

ohne Sorge dahin. Man zeigt mir das gelungene Stück. Wer sollte nicht mit den Werksleuten stolz sein, wenn ein Versuch gelingt, der im ganzen Monate gedauert hat! Das Verzinken habe ich ja reichlich oft gesehen, es bleibt aber immer ein Vergnügen, zuzuschauen. Die roblichen, schwarzen Töpfe auf der Säureseite und daneben der silbrige Metallspiegel. Die verzinkten Waren werden wirklich „in Glanz geboren“.

Die Niederlage ist ein Gegenstück zu den Werkstätten. Hier wird nicht wie dort das Material geräuschvoll vertan, hier wird es in aller Stille eingeheimst. Man behandelt jeden Blechstoß wie einen Patienten. Ab- und Zunahme wollen genau verbucht sein. Es ist um die Vorräte auch eine recht wichtige Sache. Die Hausfrau weiß es, wenn sie vor ihren Schränken steht, und kennt das gleiche rundliche Gefühl . . .

Ich kann natürlich nicht vorübergehen, also hinein in die Versuchswerkstatt. Sie ist noch nicht alt, erst seit zwei Jahren ist der Rumpelboden der ältesten Fabrik dazu geworden. Aber seitdem ist schon manche Konstruktion von hier ausgegangen. Wie hat es damals geknallt, beinahe lebensgefährlich war es, als wir den Feuerlöscher erprobten, der heute mit bekannter Marke überall hängt, und später, als wirs bei Explosionssicherungen an Wärmflaschen „darauf ankommen ließen“. Heute knallt es wieder, DKW-Motore in Blechrädern. Vielleicht sinds die kommenden Fahrzeuge? Das kümmert uns wenig, wir haben am Erfinden und Konstru-

ieren die Hauptfreude. Das alte Handwerk ist noch lebendig. Mit welcher Freude und Aufopferung entsteht ein solches Meisterstück! Eine neunte Arbeitsstunde fällt nicht schwer. Wer kann die Probefahrt erwarten, wenn ein Rad fertig ist? Ich bin schon manchmal mit meinem Mantel zu bald gekommen oder habe die „gute Hose“ ans Schmieröl gebracht.

Die Hände werden nicht gleich sauber für die Büroarbeit. Ich werfe einen prüfenden Blick ins Maschinenzimmer. Dort druckt eine Maschine Tausende von Klebemarken, hier falzt eine andere Prospekte. Die Adrema druckt die Lohnlisten für die Rechenmaschinen. Ist diese Maschinenwirtschaft nun ein Unglück oder ein Fortschritt? Ich halte sie für eine Wohltat. Ist es nicht spaßig, daß heute die Maschinen multiplizieren und dividieren? Ich muß da immer unwillkürlich an die Sorgenfalten der alten Kanzleirechner denken.

Jetzt kommt die Post zum Unterschreiben. Das ist wohl eine langweilige Sache? Nun, man liest ja auch, was man am Morgen verfaßt hat. Manchmal zwar in einer merkwürdigen Aufmachung, und ich bin doch ein höflicher Mann, daß ich die bösen Schreibfehler verschweige. „Es ist auch ein Paket für Sie gekommen.“ Welche Überraschung: einige Weckgläser mit schönsten Früchten. So hatte eine liebe Hausfrau an den Hersteller ihres dienstbereiten Einkochtopfes gedacht. Es ist doch nicht verwunderlich / wenn man auf die Idee kommt / den Tauschhandel wieder etwas zu be-

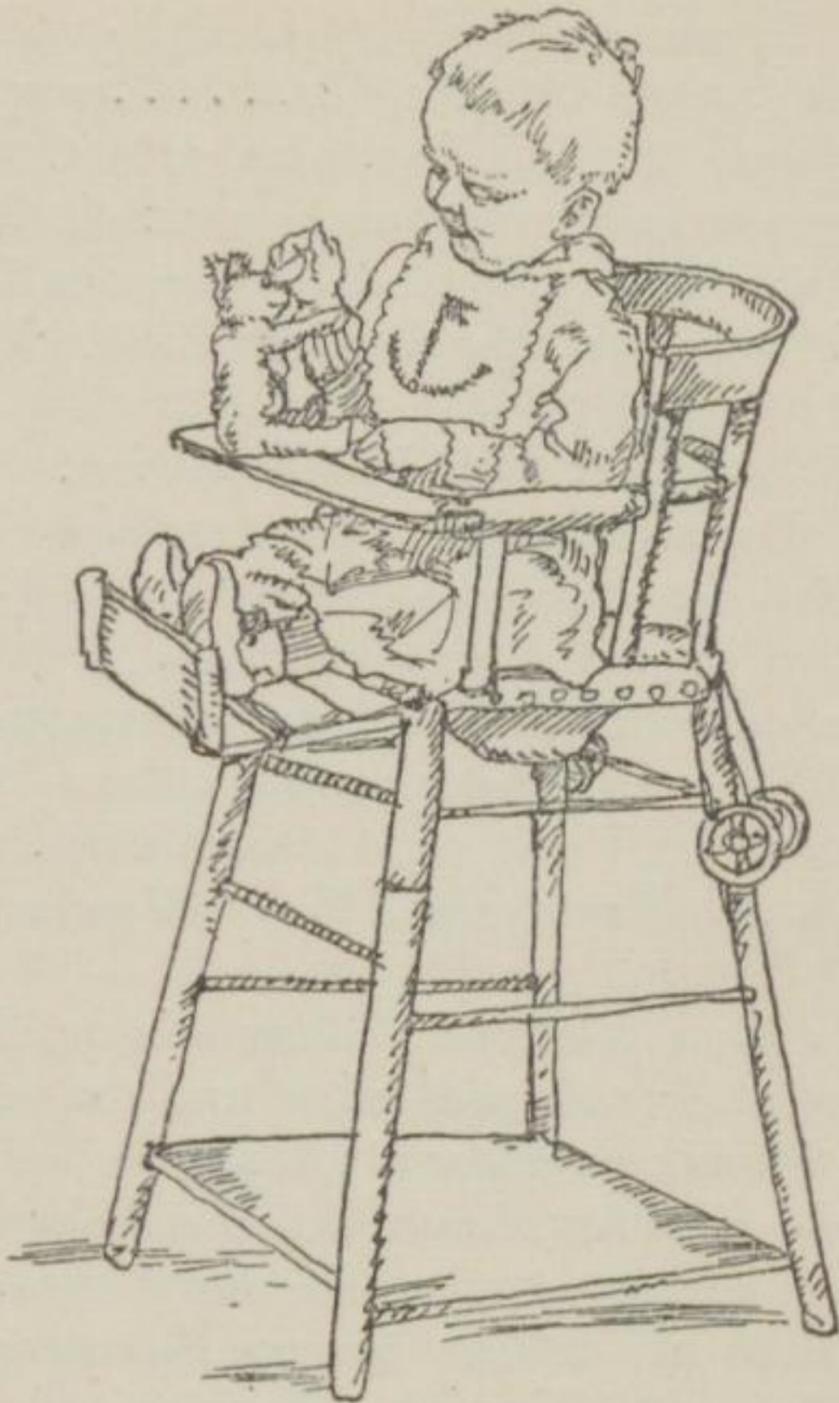
leben, etwa Waschmaschinen gegen Äpfel und Birnen, Wärmflaschen gegen Schokolade wegzugeben. Gings auch hoch her am Tag, eine Arbeit, ach nein, ein Vergnügen habe ich stets noch gern: die Beschäftigung mit Reklamedingen. Gestern kam ein Kalenderentwurf mit Verschen für die Jahreszeiten:

Wäsche weht im Frühlingswind,
Dampfrein durch die Krauß.
Bad auch Sommers, liebes Kind,
In der Krauß zu Haus.
Was du Winters liebste zu schmausen,
Eils im Herbst einzukraußen.
Soll dich Frost nicht überraschen,
Halts mit Kraußschen Wärmeflaschen.

Dazu Bilder, zum Verlieben. Ganz schöne Entwürfe, die man doch vor sich aufstellen muß, dürfen sogar einmal den Blumenstrauß verdecken.

Es gibt noch eine Art freundlich-feierliche Stunden, von denen schwer zu sprechen ist. An stillen Abenden, manchmal auch am frühen Morgen, kommen Gedanken an die Zukunft. Die vielen Ziegelsteine! Aber was kann aus ihnen alles entstehen, nicht nur Fabriken, auch Wohnhäuser, Gartenmauern . . .

Eine Schulfreundin, die heute eine berühmte Künstlerin ist, sagte einmal: „Das muß aber ein harter und garstiger Beruf sein.“ „O nein, er hat auch schöne Seiten.“



Manchmal lacht der Beruf auch ins Familienleben hinein. Die Kraußmarke habe ich schon in Schokolade, aus Eierkuchenteig und als Salatschmuck gegessen, und meiner lieben kleinen Tochter hat man einmal ein Lätzchen geschenkt „Die Lebendige Kraußware“.



Käthe Krauß hat eine kleine Waschküche bekommen mit einer echten Waschmaschine und blitzblanken Waschwannen. Wer das Spielzeug sieht, möchte es haben (auch die großen Leute). Ich werde fürs nächste Christfest wohl eine ganze Serie auflegen müssen.

F R A N Z A D A M B E Y E R L E I N

D I E W A N N E D E S C H R I S T K I N D E S

Die Kirche „Unserer Lieben Frau“ in dem Bergstädtchen X. besitzt neben einer angezweifelten Kostbarkeit / einem Altargemälde, das ein emeritierter Pfarrer des Ortes, lebhaft befehdet von allen übrigen deutschen Kunstgelehrten, dem Lukas Cranach zuschreibt, / einen echten, wirklichen und wahrhaftigen Schatz, ein gegossenes, zinnernes Taufbecken. Das schöne Stück zeichnet sich vor anderen seinesgleichen dadurch aus, daß es ganz regelrecht die Form einer Wanne hat und zwar einer Wanne, wie sie beim Baden kleiner Kinder verwendet wird, und so deutlich drückt diese Form den Willen des Künstlers aus, / denn ein solcher war der Verfertiger des Werkes unstreitig, / daß sich jedem Beschauer ohne weiteres die Überzeugung aufnötigt, es sei dieses Wännlein zuerst dem reinlichen, aber profanen Badezwecke und hernach erst seiner höheren, heiligen Bestimmung gewidmet worden. Obendrein hat auch die steinerne Bettung, in die das Becken gelagert ist, die Form einer Wiege, so daß man meint, eher in einer Kinderstube sich zu befinden, als in einer Sakristei.

In die schön geschwungenen Wandungen des Gefäßes, die in einen umgebogenen, blumentumwundenen Rand

auslaufen, sind von außen nach innen die denkwürdigsten Begebnisse aus dem Leben der Heilandsmutter kunstreich gebildet, in die Längsseiten die Verkündigung und die Heimsuchung, gewissermaßen zu Häupten und zu Füßen aber die Himmelfahrt Mariä und der Kreuzestod ihres eingeborenen Sohnes. Der Boden des Wännleins mußte allerdings eben sein, aber ganz ohne Schmuck ist er doch nicht geblieben, sondern mit feinen, zarten Strichen ist darein die Geburt Jesu gegraben, und als eine behaglich-scherzhafte Erinnerung prangt inmitten der Wochenstube das winzige treue Abbild der eigentlichen Wanne, mit dem Unterschied freilich, daß der bildnerische Zierat außen angebracht ist. Recht ansehnlich ist in die Fußwand des Bettes ein Wappen gestrichelt, ein Hammer in rotem Feld, und darunter die Buchstaben A. W. Ganz bescheiden endlich, in der Ecke bei der Tür, wo ein kleiner Hund sich zusammenrollt, hat der Künstler sein eigenes Zeichen eingegraben: J. C. K. fec. A. D. MDXXXVIII.

Genannt wird das Becken „Die Wanne des Christkinds“, und es herrscht der Glaube in X., daß Kinder, die darin getauft sind, besonders gut gedeihen und vor allem die gefährlichen Krankheiten der Jugend leicht überwinden. Daher denn auch begüterte und sogar reiche Eltern, die sonst wohl eine prunkvolle Haus- taufe ausrichten würden, ihre Kinder gleich den ärmsten Leuten zur Kirche „Unserer Lieben Frau“ bringen und sie in der „Wanne des Christkinds“ in den

Bund der Christenheit aufnehmen lassen. Dieser überlieferten Meinung aber liegt die folgende kleine Geschichte zu Grunde.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts stand in X. der Bergbau auf Silber und Blei in hoher Blüte, und die Gewerken der Gruben „Mariensegen“ und „Himmelsfürst“ hatten goldene Zeiten. In der Hand des Bergherren Tobias Timmermann hatte sich durch kluge Wirtschaft und nicht minder durch glücklichen Erb-anfall eine erhebliche Anzahl Kuxe vereinigt, und als er sich am Markt ein neues Haus erbaute, sah es mit dem hohen gotischen Giebel stolz auf das gegenüberliegende Rathaus mit seinen Türmlein herab. Indessen vermochte die schwere, eisenbeschlagene Tür das Mißgeschick nicht gänzlich auszusperrern, und dieselbe Stunde, die Herrn Tobias den ersehnten Erben seines Reichthums schenken sollte, entführte ihm die heißgeliebte Gattin in das unbekanntes Land, von dannen es keine Wiederkehr gibt. Vielleicht hätte der Witwer weniger sauer zu dem Neugeborenen gesehen, wenn es ein Knabe gewesen wäre, aber es konnte nun einmal nicht anders und war nur ein Mädchen mit schmalem Gesichtchen und ernsten, tiefen Augen.

Also wuchs die kleine Sabine im Schatten auf und schmeckte in ihren jungen Jahren nicht viel von der Sonne der Liebe. Der Vater hieß sie unterrichten, wie es ihr Stand erheischte, im übrigen aber glaubte er, seiner Pflicht genügt zu haben, wenn er sie einer Muhme,

die ihm nach dem Tod der Frau das Hauswesen versorgte, zur Pflege und Obhut anvertraute. Das war eine gute, wackere Frau mittleren Alters, die mit runden, erstaunten Blicken in das prächtige Haus am Markt eingezogen war. Denn sie stammte aus der armen Vetternschaft des Bergherrn und aus einem Dorfe, in dessen Flur man eben genug Ackererde für den notdürftigsten Roggen und Hafer und durchaus kein Silber oder Blei fand. Nun stürzte sie sich mit solchem Eifer in das reichliche Getriebe des Haushalts, wirtschaftete mit solcher Lust mit den blitzenden Pfannen und schöpfte mit solchem Behagen aus den vollen Schmalztöpfen, daß Sabinen zwar über zu magere Kost nie zu klagen hatte, aber doch manche einsame, verlassene Stunde zu kosten bekam. Aber es stand nicht schlimm damit; denn so gern die Muhme in der Küche hauste, wobei sie bratend und backend mit den Mägden lebhaft Reden tauschte, noch viel lieber trieb Sabine abseits in einem stillen Gartenwinkel oder in einer dämmernden Stubenecke ihr Wesen. Da traf es sich denn recht bequem, daß dem Mädchen ein Gefährte zugeordnet werden konnte, der mit ihm spielen und es doch auch zugleich betreuen konnte, indem er zwar an Jahren es nicht viel überragte, wohl aber an Kenntniss und Verständnis des Lebens. Es war ein Waisenknabe, namens Johann Caspar Krauß, der rückwärts im Hof des Timmermannschen Markthauses bei seiner Großmutter, einer ehrsamen Waschfrau, ehrlich und brav, aber kümmerlich genug aufwuchs.

Ein Gesteinsbruch hatte ihm den Vater, einen Häuer auf der Grube „Himmelsfürst“, jäh entrissen, und Gram und Sorge hatten die Mutter dem Gatten nachgeführt. Durch all dieses Leid, das ihm jeden Tag von der geschwätzigten Großmutter aufs Früh- und Vesperbrot gestrichen wurde, war das Kind ernst und still geworden, und die beständigen Klagen der Alten, wie schwer es einem armen Waschweib werde, sich und einen Enkel ordentlich durchs Leben zu bringen, trugen auch nicht dazu bei, seine Augen froh glänzen zu lassen. So fand sich Einsamkeit zu Einsamkeit und ergänzte sich gegenseitig. Wie ein graues, stilles Mäusepärchen trieben Johann Caspar und Sabine ihre stillen Spiele zusammen und waren auf ihre schweigsame, bescheidene Weise darin glücklich.

Gleichsam selbstverständlich nahm der Knabe späterhin auch an dem Unterricht teil, den Herr Tobias seinem Töchterchen erteilen ließ. Der Lehrer hatte nie über seine Zöglinge Klage zu führen und konnte sich keine artigeren und gewissenhafteren Schüler wünschen. Wenn der reiche Bergherr einmal der Lektion beiwohnte, schüttelte er ungläubig den Kopf über soviel Bravheit. Denn er selber war ein jäher, zufahrender Mann und hatte sich in der Jugend wild gegen den Bakel des Präzeptors empört.

Um diese Zeit eroberte die Lehre des Dr. Martinus Luther in einem einzigen, geschwinden Siegeszuge das ganze Land und damit auch das Städtchen X. Das Erd-

reich hatte schon lange nach der neuen, frischen Saat geseufzt; nun ging sie frohlockend auf. Da war es nun seltsam, daß die beiden Kinder, während alles ringsum zur neuen Lehre freudig sich bekannte, mit einer Art verbissenen Trotzes des allgemeinen Jubels sich enthielten. Nicht, daß sie in aller Offenheit verweigert hätten, den Katechismus zu lernen! O nein! Dafür erachteten sie Vorgang und Beispiel erwachsener Leute für viel zu gewichtig und bedeutsam. In ihrer stillen, gewissenhaften Art prägten sie sich die neuen Glaubensartikel ein, aber ebenso still und gewissenhaft hielten sie fest an einem Stück des alten Glaubens, und zwar an der Liebe und Verehrung der heiligen Mutter Jesu. Mochte es sein, daß die beiden Kinder wirklich einen Schimmer der Schönheit oder einen Geschmack der Süßigkeit empfunden hatten, welcher der Gebenedeiten eignet, oder hatten die beiden Mutterlosen etwa in ihren Spielen und Träumen der Mutter des Heilands einen besonderen Tempel errichtet und ihr eine besondere Andacht geweiht, — kurz, sie vergossen bittere Tränen, als die Bilder der Schmerzensreichen allenthalben entfernt oder verhängt wurden, und gelobten einander, nicht mit ausdrücklichem Wort, aber Aug' in Auge mit stillem, festem Blick, der Mutter Jesu die Treue zu halten auch als evangelische Christen.

Gemach wuchsen die Kinder heran, und da kam denn bald die Zeit, daß die guten Weggefährten voneinander scheiden mußten und jedes seinen Pfad allein verfolgen

mußte. Es ging nicht ohne blasse Wangen und verstörte Augen ab, und die Kopfkissen waren sowohl in dem weichen, weißen Prunkbett des Vorderhauses, wie auf dem harten, dürftigen Lager hinten im Hofe naß geweint, aber alle beiden Kinder waren viel zu sehr daran gewöhnt, in den überkommenen Geleisen des Lebens zu wandern, als daß sie nicht auch diese Schickung als etwas Unabänderliches hingenommen und sich darein gefügt hätten. Herr Tobias meinte, noch ein Übriges tun zu sollen und brachte Johann Caspar bei einem geschickten Zinngießer des Städtchens als Lehrling unter, Sabine aber mußte sich mit Lautespielen und zierlichen Tanzschritten befassen.

Leider machte sie in diesen Künsten weit weniger Fortschritte als ihr einstiger Spielgefährte in der Herstellung von Lampen und Leuchtern, Bechern und Kannen. Herr Tobias rümpfte oft genug die Nase, daß sich aus seinem unscheinbaren Entlein so garnicht ein stolzer Schwan entpuppen wollte, aber am Ende rechnete er für sich, daß er ja auch dem grauen Tierlein das Gefieder gehörig vergolden könne und daß ein solcher Vogel dann schon seinen Liebhaber finden werde. Und richtig, kaum hatte Sabinchen das siebzehnte Jahr hinter sich gebracht, so hielt der kurfürstliche Hüttenmeister Werhold geziemend um ihre Hand an, und der Vater zögerte nicht, ihm sein Jawort zu geben. Andreas Werhold war von gut bürgerlicher Herkunft und was er etwa den Timmermanns an Geld und Gut unterlegen

war, das glich er durch einflußreiche Gönnerschaft am kurfürstlichen Hofe aus. Schön war er just nicht geraten, glich vielmehr etwa einem unausgebackenen Brote, aber er war von verträglicher, ein wenig einsiedlerischer Gemütsart. „Just der Rechte für Sabine“, urteilte der Vater.

Herr Tobias teilte also der Tochter mit, daß ihr Bräutigam sich am künftigen Sonntag nach dem Hauptgottesdienst ihr feierlich vorstellen werde. Das Mädchen stand still beim Tische, als er so gesprochen hatte; ihre Hand, die er väterlich mild ergriffen hatte, war eiskalt und zitterte. Schweigend ging es darauf aus der Tür und ließ den Herrn Vater durch die Muhme bitten, es für die Abendmahlzeit zu entschuldigen, Kopfkrämpfe halber. Der Bergherr nickte einfach dazu; er meinte, ein so junges Ding möge sich wohl ein wenig vor der Ehe graulen. Und als er tags darauf Sabine abermals befragte, erklärte sie ihm mit niedergeschlagenen Augen, sie habe nichts wider den Willen ihres gütigen Herrn Vaters einzuwenden.

Das war im Herbst. Die Hochzeit wurde auf Quasimodogeniti, den Sonntag nach Ostern, festgesetzt. Ostern war zugleich Johann Caspars Lehrzeit herum, und ehe er sich auf die Wanderschaft begab, hätte er wohl Zeit gehabt, der Trauung seiner einstigen Spielgefährtin zuzusehen. Aber er bedankte sich nur noch bei Herrn Tobias für die gewährte Güte, indem er ihm einen feinen kleinen Zinnbecher zum Dank überreichte,

und hastete danach so geschwind aus der Stube und die Treppe hinab, daß Sabine durch den Spalt ihrer Tür kaum noch einen Schimmer seines Gesichts erhaschte. Am Gründonnerstag schon schritt er durchs Tor und wandte sich südwärts.

Am Abend vor der Hochzeit aber trat unter vielen andern gabenspendenden Gratulanten auch die alte Großmutter Krauß, angetan mit ihrer besten Haube und Schürze, vor die Spielgenossin ihres Enkels und überreichte ihr ein zierliches Nadelbüchchen aus Zinn. Blumen rankten sich außen um das Gefäß, innen aber auf dem Boden, auf der verschwiegensten Stelle, war eine Mutter Gottes, von Engeln angebetet, eingegraben. Die reichgeschmückte Jungfer Braut betrachtete das kleine Geschenk lange und schob es als das einzige von allen in die Tasche ihres bauschigen Staatskleides.

Sabine wurde keineswegs eine unglückliche Frau. Zwar blieben ihre Wangen blaß und ihre Augen lernten ebensowenig leuchten wie ihr Mund lächeln, aber mit derselben demütigen Ergebenheit, mit der sie dem Vater angehangen hatte, fügte sie sich auch in die biedereren, etwas trockenen Gepflogenheiten ihres Gatten und hielt ihr reich bestelltes Haus in guter Ordnung. Bitter weh jedoch tat es ihr, daß sie wohl Kinder gebar, aber keines von ihnen länger als ein paar arme Monate am Leben hegen konnte. Spätestens mit dem Ende des ersten Jahres wurden die zarten Wesen der Erde überdrüssig und flohen wieder zu ihrem himmlischen Vater zurück.

Als sie ihrem Gatten etwa ein Dutzend Jahre angetraut war, hatte sie bereits sechs kleine Gräber mit ihren Tränen zu begießen.

Um diese Zeit kehrte Johann Caspar Krauß aus der Fremde in die Heimat zurück. Er hatte sich draußen tüchtig umgetan und den Ritterschlag der Kunst zu Nürnberg in der Werkstatt des Peter Vischer empfangen, wo er gewürdigt gewesen war, mit den eigenen Söhnen des Meisters am Grab des heiligen Sebaldus mitzuarbeiten. Zu einem stattlichen Mann emporgewachsen und ein schönes Stück ersparten Geldes in der Tasche, stellte er sich jetzt wieder ein und brauchte keine Sorge zu tragen, daß seine Kunst in X. bei dem Reichtum der Berg- und Hüttenherren brach liegen werde. Um seßhaft und ein Zunftmeister zu werden, heiratete er alsbald die rundliche Witwe eines Zinngießers und saß damit als ein angesehenener und weitgereister Mann und Bürger in einem warmen, behäbigen Neste.

Es währte einige Monate, bis er Sabine Werhold zum ersten Male begegnete, und als es geschah, reichten sich die beiden einstigen Kameraden frei und herzlich die Hände. Immerhin röteten sich dabei die Wangen der Frau auf eine sehr liebliche Weise und sie legte die Rechte beruhigend aufs klopfende Herz, und auch Johann Caspar bekam einen schönen Glanz in die erregten Augen. Es traf sich, daß der Hüttenmeister just die Borde in seinem Prunkzimmer mit zinnernen Tellern

zu schmücken gedachte. Dafür fand er nun in Johann Caspar den rechten Mann, und da er selbst weit hinein nach Ungarn und der Steiermark gekommen war und gern vor sachverständigen Ohren seine Reiseerfahrungen auspackte, faßte er eine freundschaftliche Neigung zu ihm. Es war daher nicht weiter befremdlich, daß auch Johann Caspar Frau Sabine einen Glückwunschbesuch abstattete, als sie abermals eines Kindleins genesen war. Als er in die Wochenstube eintrat und dem breiten geschnitzten Bett sich näherte, in dessen getürmten weißen Kissen die blasse Wöchnerin fast verschwand, wurde gerade das Neugeborene in einer kleinen hölzernen Wanne gebadet. Johann Caspars Fuß stockte unwillkürlich. Oft genug hatte er, in Kupfer gestochen oder auch in Erz gegossen, das gleiche Bild gesehen, nur daß es die Geburt Jesu darstellte. Aber auch hier war alles so, wie Radierer oder Gießer es treuherzig und fromm geschildert hatten, und vor allem schien ihm die Mutter in ihrer zarten Schönheit Unserer Lieben Frau aufs Haar zu gleichen. Sabine streckte dem Freund ihrer Jugend freudig die schmalen Hände entgegen und hieß ihn besonders willkommen, da sie, wie sie sagte, diesem Kind ihres Schoßes unwillkürlich ein längeres Leben zu erhoffen sich getraue, wenn ein so frommer, ehrenfester und tüchtiger Mann wie Johann Caspar es einmal auf den Armen wiegen wolle.

Der Gießer tat es mit tausend Freuden und abertausend

Wünschen und küßte vorsichtig die weiße, zarte Stirn. Mißfällig bemerkte er dabei, daß die Holzwanne lecke und das herausfließende Wasser den getäfelten Fußboden beschädige. Dann gab er das Bündel der Wärterin zurück. Und wirklich hatte ein Segen in seinem Kuß gelegen. Sabine sah das Töchterchen gedeihen, und selbst als die gefürchteten Monate des Zahnens heran-
nahten, blieben die tödlichen Krämpfe aus. Aber ach wehe! Als das Kleine bereits aus brummelnden Lauten Silben und Worte zu formen und die winzigen Füßchen zu den ersten Schritten zu setzen begann, schlich eine schlimme Halsbräune durch die Stadt und knickte auch die schüchterne Hoffnung der Hüttenmeisterin. Die Mutter wurde gleichfalls von der tückischen Krankheit angefaßt, jedoch ihr feiner, aber zäher Körper vermochte sich noch eben dem harten Griff zu entwinden. Die stete Folge ihrer Kindbetten wurde indessen nun unterbrochen und erst nach mehreren Jahren, in denen sie fast wieder so schlank und schmal wie als Mädchen geworden war, zeigte es sich, daß sie aufs neue wieder Mutter werden sollte. Wenn sie gefragt wurde, wann wohl sie ihre schwere Stunde zu erwarten meine, antwortete sie errötend, es möchte just um das heilige Christfest herum sein.

In diesem Herbst machte sich Johann Caspar jeweils nach dem Tagewerk viel zu schaffen, indem er jedoch den Lehrbuben und jeden anderen sorgsam aus der Werkstatt fernhielt. Wenn ihn die rundliche Ehe-

liebste ausforschen wollte, für wen wohl er so geheimnisvoll tätig sei, versetzte er wider seine Gewohnheit / denn er zollte ihr gemeinhin alle schuldige Achtung, / kurzab und unwirsch, das gehe sie nichts an, und sie mußte sich dabei bescheiden.

Die letzten Tage vor dem heiligen Feste arbeitete der Zinngießer sogar die Nächte hindurch, und die Nachbarinnen tuschelten sich schon allerhand Geheimnisse über seinen verdächtigen Fleiß in die Ohren, aber am Morgen des heiligen Abends hatte er endlich das Werk vollendet. Kein Auge außer dem seinen hatte es noch erblickt. Er hüllte die Arbeit sorgfältig in ein weiches, warmes Tuch und eilte damit zu Andreas Werhold. „Sieht es nicht aus, als trüge er ein Kind zur Taufe?“, fragte hinter der Tür eine Gevatterin die andere. Und hatte nicht unrecht.

Im Hause des Hüttenmeisters herrschte eine gelinde Unruhe. Trügte nicht alles, so sollte Frau Sabine noch am Abend dem Beispiel Unserer Lieben Frau folgen und gebären. Gleichwohl wurde Johann Caspar zu ihr geführt. Um ein wenig auszuruhen, hatte sie die Wärterin fortgeschickt und saß oder lag in einem tiefen Stuhl. Sie verwunderte sich sehr, als der Gießer vor ihr das Knie beugte und ihr in dieser ehrfürchtigen Stellung eine zinnerne Wanne, schön geziert mit Bildern aus dem Leben der Heilandsmutter, darbot. Nachdem er zuerst von der abermaligen Schwangerschaft seiner hochgeschätzten Freundin vernommen habe, erzählte

der Künstler, habe er ein Gesicht gehabt: Unsere Liebe Frau habe er in der gleichen Stube wie in der, in der er sich jetzt befinde, erblickt, als Wöchnerin nach ihrer schweren Stunde und es sei alles gewesen wie damals, als er Frau Sabine im letzten Wochenbett seinen Besuch abgestattet habe; nur sei das Kindlein nicht in einer hölzernen Wanne gebadet worden wie damals, sondern in einer zinnernen und dergestalt geschmückten, wie er jetzt zu bilden sich bemüht habe. Und mit einem Male habe sich die gebenedeite Wöchnerin vom Lager erhoben, sei zur badenden Magd geschritten, habe mit ihrem schönsten Lächeln zugeschaut, wie das Kind im lauen Wasser plätscherte und es dann mit aufgelegter Hand, von der ein helles Strahlen ausgegangen sei, gesegnet. Da habe er, Johann Caspar, sich vorgesetzt, diese Wanne aus Zinn zu bilden und trüge die Zuversicht in seinem Herzen, daß das Kindlein, das heute noch geboren werden solle, gedeihen und alt werden würde zur Freude der Mutter. Und hier sei nun die Wanne, fertig zu ihrem Dienste.

Sabine betrachtete das Stück lange. Ihr Lächeln, ebenso schön wie das der Heilandsmutter, spiegelte sich in dem blanken Zinn; sie streichelte es mit ihren blasen, matten Händen, und das erste Naß, das auf den Boden der Wanne fiel, waren ihre Tränen. „Ich danke Euch, Meister Johann“, sprach sie leise und reichte ihre Rechte hin, „ich danke Euch. Einfach, doppelt und dreifach. Einfach für Eure Freundschaft und Liebe.

Doppelt, denn ich weiß mit einmal, die schwere Stunde heut abend werd' ich hell und gesund überstehen. Und zum seligen dritten Male: ich verhoffe, Unsere Liebe Frau und Ihr, lieber Meister, werdet recht behalten.“ Darauf entließ sie den Gießer. Aber von der Schwelle rief sie ihn nochmals zurück und fragte ihn, ganz wider ihre Art lebendig und munter: „War es ein Knabe oder ein Mädchen, das Ihr in der Wanne baden sahet, lieber Meister?“

Johann Caspar hatte damals in seinem Traumgesicht wohl nicht eben scharf hingeschaut, aber er antwortete kurz entschlossen, als am heiligen Christabend: „Es war ein Knabe, Frau Hüttenmeisterin“.

Darin aber hatte er unrecht. Es war ein Mädchen, das, gerade als die Glocken zur Christmette läuteten, im Hause des Hüttenmeisters zur Welt kam und von der Hebamme in der herrlichen Zinnwanne gewaschen und gebadet wurde. Und dieses Mädchen, das in der heiligen Taufe Johanna Maria geheißen wurde auf der Mutter Wunsch, gedieh vortrefflich an Frau Sabines Brust. Es überstand das Zahnen und die bösen Pocken, wurde groß und schön und sah noch zwei Geschwister, ein Brüderchen und ein Schwesterchen, gleich sich selbst fröhlich heranwachsen. Alle beide waren aber auch getreulich sogleich nach der Geburt in der zinnernen Wanne des Johann Caspar Krauß gebadet worden.

Johann Caspar Krauß wurde ein berühmter Mann; er wurde an den kurfürstlichen Hof berufen und sein Ruhm

breitete sich allenthalben in Deutschland aus; ja, er drang über die Alpen, über das baltische Meer und über die Nordsee nach den britannischen Inseln. Frau Sabine lächelte glücklich vor sich hin, wenn ihr solche Kunde zugetragen wurde, und die „Wanne des Christkindes“ / so war sie geheißen worden, / stand neben dem schönsten silbernen Gerät im Prunkschrank ihrer großen Staatsstube. Mit Johann Caspar unterhielt sie einen seltenen und kurzgefaßten Briefwechsel, aber jede karge Zeile bedeutete ihr ein Buch der Erinnerung. Als sie, selbst hochbetagt, den Tod des Meisters vernahm, setzte sie mit Einverständnis ihres Eheherrn einen letzten Willen in aller Form auf und übermachte die „Wanne des Christkindes“ der Stadtkirche „Unserer Lieben Frau“ als Taufbecken, wie geschrieben stand, „denen Kindlein, die darinn getauffet würden, zum christlichen, fröhlichen Gedeih und Leben“.

Es sind nun wohl nicht alle Mädchen und Knaben, die in der „Wanne des Christkindes“ zu X. getauft wurden, über Masern und andere böse Krankheit hinaus zu hohen Jahren gekommen, aber irgendeine Heilkraft scheint dem feinen Werk des Johann Caspar dennoch anzuhafte. Wie würden sonst, statt eine hochgestelzte Haustaufe auszurichten, hochmütige und aufgeblasene Prahler ihre Kinder ebensogut zur Taufe in die Kirche und zur „Wanne des Christkindes“ bringen wie arme schlichte Bürger? Aber ihre Kinder haben beide lieb, die Armen und die Reichen, und gönnen ihnen das Beste.

Der Kandelgießer



Holzschnitt von Jost Ammann 1568

Der Flaschner



Kupferstich von Christoph Weigel 1698

FRITZ MÜLLER-PARTENKIRCHEN

D E R J A H R T A G

Immer im August schon machte man den Schlachtenplan fürs nächste Jahr. Der Fabrikbesitzer stand im Zimmer seines alten Prokuristen. „Na, Frommelt“, sagte er, „die Losung?“ Der Weißkopf wiegte sich: „Auf eins der Fabrikate wird man sich mit ganzer Kraft versteifen müssen.“ / „Nicht übel. Indes, wir haben viele. Da sind Wasserschöpfer, Kaminaufsätze, Einkochapparate, Badewannen, Wärmflaschen, Waschwannen, Ölkannen /“. / Der Alte lächelte. „Am besten wär's, die Fabrikate selber träfen die Entscheidung.“ / „Auch nicht übel“, lachte der Besitzer, „nur: wie bringt man sie zum Reden?“ / „Sie reden immer. Der Fehler liegt an uns. Wir hören schlecht. Am schlechtesten in der Betriebsamkeit des wachen Tags.“ / Der Fabrikant schmunzelte: „Sie meinen also, Frommel, daß man schlafen müsse, um die Sprache unsrer Fabrikate zu verstehen?“ / „Es ist was Wahres dran. Die sogenannten toten Dinge haben ihre eigenen Gesetze. Zum Beispiel auch den Jahrtag.“ / Der Fabrikherr schaute besorgt und unsicher: „Jaja, die Hitze, Frommel“, murmelte er. Der Alte lächelte: „Die Hitze ist es nicht.“ „Dann / dann /“. / „Sagen Sie es nur, Sie meinen, der Frommel werde alt. Aber das

ist's auch nicht. / „Dann bleibt nur: Sie sind trotz Ihrer haarscharfen Preiskalkulationen ein verkappter Dichter, lieber Frommel.“ / „Der ist jeder, wenn die Stunde über ihn kommt.“ / „Welche Stunde?“ / „Wo die toten Dinge reden. Im Traum. Am Jahrtag / Verzeihung, ich muß rasch ins Lager.“ Draußen war er. Der Fabrikherr setzte sich. Sinnend stützte er den Arm auf. Hm, der Schreibtisch hatte da gerade eine Dulle. Ja, schon unter seinem Vater hatte hier der treue Frommel seinen Ellenbogen aufgestützt. Im Denken für die Firma. Er war schon recht, der Alte. Wenn er auch mal seine Schrullen hatte. Diesen Jahrtag da zum Beispiel, was war das nun wieder? / Die Sonne brannte. Es ward schwül im Arbeitszimmer. Schwer sank der Kopf nach vorn, der Dulle zu . . . Was war das? Aus der Dulle wurde ein Tor. Ein dunkles Tor. War das nicht das Tor beim Pförtner? / Jetzt von draußen ans geschlossene Tor ein Schlag. Noch einer. Ein dritter. Warum öffnete der Pförtner nicht? Wo war er denn? / Ach so, es war ja Nacht. Der Pförtner schlief da drüben. Ob die da draußen einen Einbruch planten? / Aber das Mondlicht schimmerte so traulich über'n Hof. Und das Tor mit seinen Balken kreuz und quer machte ein so gütiges Gesicht: So öffne doch. / Wenn es aber doch ein Einbruch / die Zeiten waren aus den Fugen / Da / abermals drei Schläge. „Wer ist draußen?“ / „Wir.“ / „Wer wir?“ / „Kennst du deine Kinder nicht?“ / „Ich“, stotterte der Fabrikherr, „ich

habe keine Kinder.“ Gekicher vor dem Tore: „Hunderttausend hast du doch in jedem Jahre.“ / „Ach so, meine Fabrikate, meint ihr?“ / „Die meinen wir nicht, die sind wir.“ / „Seid ihr? Ganz unmöglich. Die unverkauften sind hier drinnen auf dem Lager. Und die verkauften sind in alle Welt verstreut. Sie sind fehlerlos. Sie pflegen nicht zurückzukommen.“ / „Doch. Einmal. Am Jahrtag. An unsrem Jahrtag.“ / „Schon wieder dieser Jahrtag. Ich kenne euren Jahrtag nicht.“ Gelächter draußen: „Er kennt unsren Jahrtag nicht! Erklär's ihm, Wanne / künd's ihm, Kanne!“

Ein Dröhnen in der Mondnacht, wie wenn Eisen schlägt an Eisen: „Einen Tag im Jahre haben die im letzten Jahr verkauften Waren frei. Den nützen sie zur Wiederkehr in ihre Heimat. Dort kommen sie zusammen. In der Nacht. Sie begrüßen sich. Sie erzählen /“ „Was denn?“ / „Was sie draußen erlebten.“ / „Hm, ein Kaffeeklatsch also sozusagen / ist das alles?“ / „Nein. Es ist ein Wettbewerb. Wer das beste Erlebnis erzählt, wird gekrönt.“ / „Ei, gekrönt, womit denn, wenn man fragen darf?“ / „Mit dem Bauprogramm des neuen Jahres.“ / „Merkwürdig, nach diesem bin ich gerade auf der Suche.“ / „Wir wissen es.“ / „Wie, ihr wißt es?“ / „Ja, wir wissen's alle Jahre. Und wir kommen alle Jahre. Und wir erzählen alle Jahre. Nur, du hörst's nicht alle Jahre. Vergeblich hallen manchmal unsre Jahrtagsschläge an die Türe /“ / „Heute nicht. Kommt herein“, schob der Fabrikherr die mächtigen Riegel

zurück, „seid willkommen.“ Da kamen sie herein, in langem Zug, die Fabrikate des vergangnen Jahres. Hübsch geordnet kamen sie in Bataillonen. Freilich nicht mehr alle ungebeugt und blitzblank, wie sie ausgezogen waren. Mancher war verbeult vom Leben. Aber ausgehalten hatten sie es alle. Und erzählfroh waren sie zum Bersten. / Ernst grüßend hatte der Fabrikherr die rechte Hand an der Schläfe. Wie sie da hereinschritten, nahm er die Parade ab. Es wollte nimmer enden, so viele kamen ihrer. Der ganze weite Fabrikhof war angefüllt. Das Tor fiel zu. Stumm lag Erwartung in der Runde. Alle blickten auf den Fabrikanten. / „Beginnet.“

Eine Badewanne trat vor: „Ich komme vom Hotel. Vom ersten in der Stadt. Eine Menge Leute haben schon in mir gebadet.“ / „Ist das alles?“ fragte der Fabrikherr. / „Einmal, als der Gasthof überfüllt war, hat ein Lord in mir geschlafen“, berichtete die Wanne stolz und trat zurück. / „Der nächste“, sagte der Fabrikherr.

Eine zweite Wanne trat vor. „Nein“, schepperte sie vor Lachen, „es war zu drollig mit dem Russen!“ / „Erzähle!“ / „Er war irgendwo gefangen und bekam ein Bad, ein deutsches Bad. Als er mich erblickte, schrie er gottesjämmerlich, fiel auf die Knie und bat mit aufgehobenen Händen: Nicht ertränken, bitte, nicht ertränken!“ / „Ganz nett / der nächste.“

Eine dritte Badewanne trat vor. „Du siehst unbenützt aus“, sagte der Fabrikherr, „und hast sicher kein Er-

lebnis / standest du das ganze Jahr im Laden?“ / „Nein, in der Wohnung eines plötzlich / Reichgewordenen.“ Der Fabrikherr lachte. „Dann freilich! / der nächste.“ Eine Waschwanne trat vor: „Ich stand im Garten. Es war großer Washtag. Die Mutter hatte kochend Wasser in mich eingegossen. Sie wurde abgerufen. Übern Rasen krabbelte ein kleines Kind zu mir. Es kletterte spielend an mir hoch. Über meinen Rand beugte es sich. Ich schauderte. Ich blickte hilfesuchend in den Nachbargarten. Dort war ein Marder auf den Hühnerstall geschlichen. Der Nachbar auf der andren Gartenseite hatte es gesehen. Das Gewehr riß er vom Nagel, zielte / zielte schlecht / whsst / wie habe ich die Kugel unterwegs gebeten: Komm, o komm!“ / „Kam sie?“ / „Ja, sie war barmherzig. Sie schlug ein Loch in mich. Ich lief aus. Der Rasen trank das siedende Wasser.“ Der Fabrikherr atmete auf. „Und die Mutter?“ fragte der Fabrikherr. / „Kam zurück und / jammerte drei Tage über das Loch in der Waschwanne.“ Der Fabrikherr nickte: „Brav gemacht! / der nächste.“ Ein Einkochapparat trat vor: „Ich bin besungen worden.“ Der Fabrikherr lächelte: „Du? Unsereins wird nicht besungen. Die Dichter halten uns für zu prosaisch.“ / „Ja, ich weiß. Wir müssen sie ihnen vorsingen, unsre Poesie. Dann singen sie schon nach.“ / „Erzähle.“ / „Mein Herr war ein Dichter. Er besang den Sommer und war glücklich. Ein Schmerz quälte ihn. Daß es vier der Jahreszeiten gab. Über alles liebte

er die Früchte. „Ach“, seufzte er, „daß es Obst und Kir-
schen übers ganze Jahr hin gäbe / wenn einer doch den
Sommer ewig machen könnte!“ / „Kann ich“, sagte ich. /
„Du?“, lachte er, wie eben ihr, „wieso denn?“ / „Indem ich
aller Früchte Süße, Lieblichkeit und Frische ewig mache.“
/ „Das wenn du mir zu liebe tätest“, rief der Dichter, „du
dürftest irgend einen Dank von mir verlangen.“ / „Be-
singe mich.“ Der Einkochapparat schwieg. „Und dann,
wie ging es dann?“ / „Wie ich es sagte. Ich wurde ein-
gefüllt und angeheizt. Dann sang ich. Darauf besang er
mich.“ / „Das hast du gut gemacht! / der nächste.“
Eine Wärmflasche schaukelte nach vorne: „Ich bin
nicht poetisch. Aber ein Herz habe ich doch.“ / „Er-
zähle.“ / „Mein Herr war ein alter Starrkopf. Er war
mit seinem Sohn zerfallen. Im Zorne waren sie geschie-
den. In seiner Sterbestunde aber ward er weich: „Mein
Sohn, mein Sohn!“ Man depechierte. Auf dem glei-
chen Wege kam die Antwort, daß er am Morgen ein-
treffe. Aber der Arzt hatte sorgenvoll den alten starren
Körper angesehen, an dem die Todeskälte schon herauf-
kroch. „Er wird die Nacht kaum mehr überleben“, sagte
er auf der Treppe, „immerhin, versuchen Sie’s.“ / „Wo-
mit?“ / „Mit dem, woran es ihm ein ganzes Leben lang
gefehlt, mit Wärme.“ / „Und du?“ / „Ich? ich rettete
ihn in den Morgen und in die Arme seines Sohns.“ /
„Ich bin zufrieden“, sagte der Fabrikherr.
Ein Schöpfer trat vor. Der Fabrikherr sah ihn an:
„Tragisch oder komisch?“ / „Beides.“ / „Gut so.“

Wie das Leben. Laß hören.“ / „Ich stehe in keinem guten Geruch. Ich bin ein Jauchenschöpfer. Ich mache mir nichts draus. Ich tue meine Pflicht.“ / „Das tun wir alle.“ / „Nicht immer. Dem Walther war's verboten, von dem Schreibtisch seines Vaters etwas fortzunehmen. Aber einmal hatte er sich mittels einer goldnen Papierkrone zum König gemacht. Um seinen Hals hing eine Kette. Sie war ihm zu leicht. Er wollte etwas Glänzendes und Schweres daran hängen. Einem König, dachte er, ist alles erlaubt, und nahm vom Schreibtisch das güldene Familienpetschaft. So behängt stolzierte er im Garten. Aber auch Könige können nicht immer stolzieren, so hoch sie auch die Nase tragen und sie rümpfen. Manchmal müssen sie / wohin. Auch Walther mußte. Möglich, daß er wußte, Könige pflegen in solchen Fällen Krone, Kette und Reichssiegel vorher abzulegen. Aber es pressierte. Und es war noch eine schöne Strecke bis zur Gartenklause hinten. Daß ich's / kürzer mache: Die Kette riß. Das Reichssiegel versank in Nacht und Grauen. Das Grauen übertrug sich auf den König. Es half alles nichts. Er mußte gestehen. Draußen im Garten. Sein Vater hob die Hand. Halbhoch stieß er sich an einer Stange. An der Stange steckte ich. Er sah mich an. „Nicht schlagen!“ sagte ich, „laß mich das weitre übernehmen.“ So geschah es. Die Gartenecke wurde aufgedeckt. Am Rande stand der König, angetan mit Krone und mit Kette. Und in den Händen / mich. Fehlte noch das Reichssiegel. Ich habe

ihm dazu verholffen. Ich habe ihm zu mehr verholffen. Ich habe ihm das Naserümpfen abgewöhnt und den Gehorsam an.“ / „Bravo“, sagte der Fabrikherr, „ich bin mit dir zufrieden / hat sonst noch jemand ein Erlebnis zu erzählen?“

Eine Badewanne trat vor und räusperte sich. Im Fabrikhof raunte es: „Gleich wird der Mond verschwinden. Wir müssen es mit ihm. Wir müssen zurück an unsre Arbeitsstelle. Die Jahrnacht ist zu Ende. Faß dich kurz.“ / „Kurz?“ sagte die Badewanne, „gut, es sei. Ich wurde in die neue Welt geschickt. Nach Amerika. Was ich ihnen bringe, hat man mich gefragt. ‚Respekt vor deutschen Fabrikaten‘, habe ich gesagt, ‚was aber gebt ihr mir für drüben?‘ — ‚Einen Paragraphen unsres Baugesetzes: Jede neuerbaute Wohnung, auch die ärmste, muß ein Badezimmer haben.‘“ Die Wanne schwieg. „Ist das alles?“ höhnte der sinkende Vollmond. „Meiner Treu, es ist das beste Erlebnis dieses Jahrtags!“ rief der Fabrikherr und schlug mit der Faust auf / die Dulle im Schreibtisch. / Der Prokurist stand vor ihm. / „Ich glaub wahrhaftig, Frommel“, sagte der Fabrikherr, „ich war ein wenig eingenickt bei der Hitze. Sagten Sie nicht vorhin, daß man sich in diesem Jahr mit ganzer Kraft auf eine Losung konzentrieren müsse?“ / „Ja.“ / „Und daß die Fabrikate selbst entscheiden müßten?“ / „Allerdings. Nur daß es schwer ist, sie zum Reden /“ / „Sie haben geredet.“ / „Was?“ / „Badewannen / Badewannen / Badewannen.“

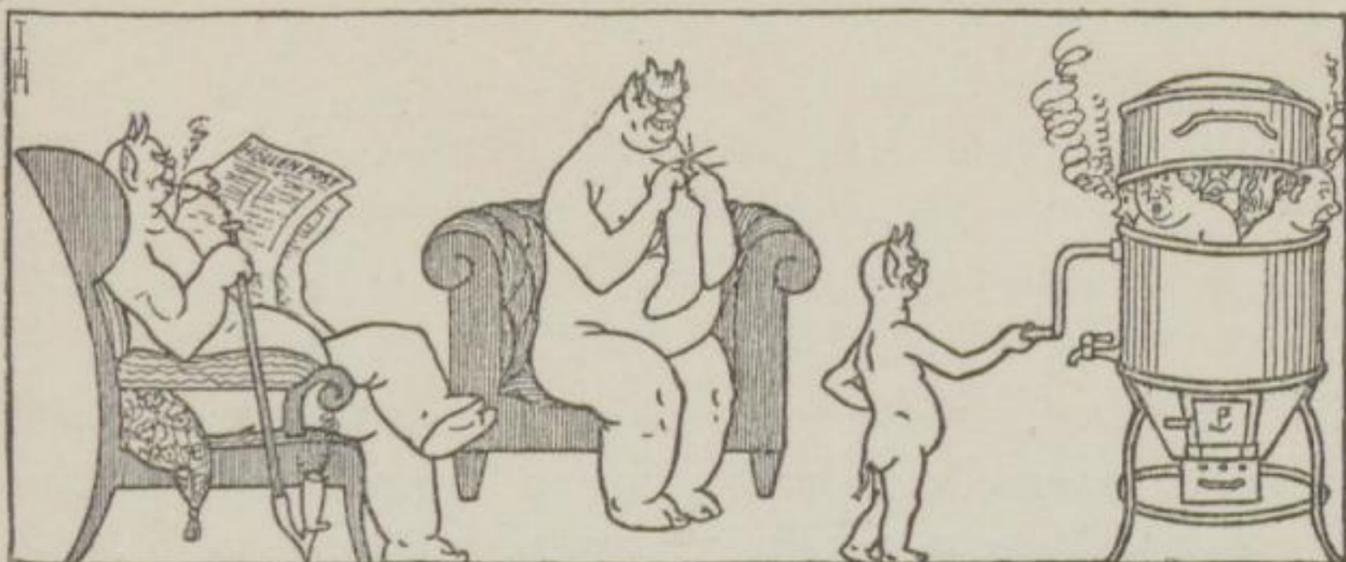


Die frühere schwere Arbeit der Teufel in der Vorhölle!

E I N R Ä T S E L

Ein Ding, wie es ein feiner Mann
 Bei hohen Festen tragen kann —
 (Dem niedern Zweck jedoch entrückt,
 nur mathematisch ausgedrückt),
 Denk beinah silbern dir und groß,
 Schließbar, indessen kremenlos.
 Wie kann man, frag ich, solchem Wesen,
 Das weder krank ist noch genesen —
 Das, wie beim Apfelquirl die Kerne,
 Im Innern sechs kristallne Sterne
 Um seine Wirbelsäule reiht —
 Wie kann man sich so weit vergessen
 Und diesem Ding das Fieber messen?

F. W A G N E R - P O L T R O C K



Teufels haben sich jetzt eine Waschmaschine angeschafft!

G U T E R R A T

Ein Grundsatz: Bade nur zuhaus!
 Ein zweiter: Bade nur mit Krauß!
 Das heißt nicht mit Herrn Krauß persönlich,
 Denn er hat keine Zeit gewöhnlich,
 Nein, daß ich's recht in Worte banne:
 Bad' nur in Krauß'scher Badewanne!

★

Willst du zu Hause dich erwärmen,
 Denn Kälte schadet den Gedärmen,
 Nimm weder einen Ziegelstein,
 Noch ein Geschoß ins Bett hinein!
 Die Wärmeflasche nimm von Krauß,
 Dann schläfst du ohne Platzangst aus!

K A R L E T T L I N G E R

E I N E R U S T E R F A H R T

Ein rechter, echter erzgebirgischer Winter. Seit Wochen schon liegt der Schnee meterhoch, und weder Meister Celsius noch Herr Réaumur können sich entschließen, aus ihren verschiedenen Tiefsitzen hinaufzuklettern. Die Schlittenbahn ist prächtig; Frau Holle sorgt dafür, daß sie so bleibt; denn immer wenn die Wintersonne hier und da einmal eine Ecke der Decke lüftet, so schüttet sie eiligst neue Daunen nach.

Ich war damals Forstassessor in Schwarzenberg. Die Herren Oberförster, Amtsrichter, Apotheker und meine Kleinigkeit bildeten einen Skatverein. Skat zu vieren ist immer etwas Veredelndes, denn man darf dabei auch manchmal zahlen, ohne selbst verloren zu haben. Daß solanes Verlieren aber keinen schmerzen sollte, spielten wir in eine Büchse. Da die nun leidlich voll war und eine schleunige Anlage ihres Reichtums erheischte, beschlossen wir, mit Naukes, unseres Fuhrunternehmers, feurigsten Rossen und feinstem Schlitten eine Rusterfahrt zu machen. Man muß wissen, was eine Rusterfahrt ist. Um den Herren Sprachforschern die Ergründung des Neulings zu ersparen: Ruster hat mit Huster nur das gemein oder vielmehr nicht gemein,

daß man ihn wohl darauf reimen kann, aber wenn man ihn genießt, des Hustens vergißt und singselig wird. Ruster ist ein schier dickflüssiger Traubensaft, dessen Wiege in Ruszt im Ungarland steht. Es wird wohl kaum eine bessere Skatbüchsenvermögensanlage geben als in diesem Stoff. Und da ihn diesseits der Grenze die Steuerbehörde mit Zöllen vergällt, so ist es verständlich, daß eine Rusterfahrt in das damals noch durch keinerlei Grenzen von Ungarn getrennte Böhmerland zu den wenigen erzgebirglerischen Annehmlichkeiten gehörte.

An einem Sonntag Mittag gings los. Wir stauten uns selbviert in den Schlitten und vereinten unsere vier Paar Füße auf der in der Mitte des Bodens liegenden Krauß-Wärmflasche, die unsere verehrte Frau Amtsrichterin ihrem verhätschelten Eheherrn mit vielen guten Wünschen mitgegeben hatte.

Unter hellem Schellengelächter stieben wir dahin, dicht am Schwarzwasser entlang, das hie und da im Winter-sonnenstrahl aufblitzt; infolge jung erhaltenen Herzens und raschen Pulsschlages ist es auch bei den herrschenden 15 Grad unter Null nicht eingefroren. Jetzt tritt der Wald dicht an die Straße heran, und neckisch läßt zuweilen ein verzuckerter Tannenzweig seine weiße Last auf Mensch und Tier herniederrieseln. Die Pferde schütteln mißbilligend die Köpfe, und hellauf lachen die Glöckchen. So gehts der Grenze zu. Dort oben rechts liegt das verträumte Johannegeorgenstadt, und

jetzt gleiten wir von einer Landkartenfarbe in die andere. Man merkt davon nicht viel. Diesseits wie jenseits des Strichs Tannen, Schnee und jene eigentümliche Winterklarheit, die durch Reim und Kälte mit der Wahrheit verwandt zu sein scheint.

Kaum hatte unser Philosoph, der Herr Apotheker, diese Feststellung gemacht, da landeten wir vor der Pforte der Dreckschänke (feinfühligere Sprachforscher mögen hier Dreck nicht auf Dreck, sondern auf trecken zurückführen; die Schänke liegt dicht an der Landstraße, und die Fuhrleute trecken oder drecken dorthin). Nach einem kurzen Halt, gerade lang genug, um der Zunge einen leisen Vorgeschmack der kommenden Rusterfreuden zu geben, gleiten wir weiter bergan. Auf schmalem Bergrücken liegen die kleinen böhmischen Nester, einzelne Häuser zerstreut. So gehts knapp zwei Stunden, fast ohne einer Seele zu begegnen, bis nach Platten, einem stillen Städtchen, im Sommer das Mekka weniger einsiedlerischer Erholungsucher. Die Dorfjugend rutscht auf ihren Käsehitschen (lies Rodelschlitten) die Straße herunter; von einem Wintersport, wie ihn auch Platten später erlebte, ist noch nichts zu spüren.

Im „Kaiser von Österreich“ wird ausgespannt, geskatet und gerüstert bis tief in die Nacht. Endlich besteht Nauke auf der Heimfahrt; denn er fühlt sich verantwortlich. Während er die Pferde anschirrt, füllen wir (es sei zu seiner Ehre gesagt: ohne des Herrn Amts-

richters Wissen!) in paschender Absicht die amts-richterliche Wärmflasche mit / Ruster; volle vier Liter faßt der brave Behälter.

Wir steigen ein und heimwärts gehts. Freund Amtsrichter wettet / wahrscheinlich seiner Frau zu liebe, der zu Gefallen er sich nicht erkälten will / daß die Wärmflasche eine Kälteflasche sei, und er läßt Nauken sein Mißfallen merken, daß er doch für die nötige Hitze in der Flasche hätte sorgen können. Wir anderen verbeißen uns das Lachen, verschieben die Aufklärung vorsichtiger Weise jedoch, um dem Manne des Gesetzes Gewissenskämpfe zu ersparen, bis wir das Mauthäuschen hinter uns haben, also bis die Schmuggelei zum vollendeten Tatbestand geworden ist. Freund Amtsrichter beruhigt sein Gewissen, und lachend fahren wir weiter; unterlassen es wohlweislich aber, Nauke von unserem Verbrechen Kenntnis zu geben, sintemalen das unter der Würde solcher Ehrenmänner gewesen wäre. So langens wir in Breitenbrunn an. Des Breitenbrunner Wirts erleuchteten Fenstern haben wir schon lange mit Sehnsucht zugestrebt, wie die Bremer Stadtmusikanten der Leuchte des Räuberhauses; denn wir sind vom langen Sitzen schon etwas steif geworden.

Hier nun frischen wir unsere erlöschenden Lebensgeister durch verschiedene Pünsche (weshalb sollte man von einem so schönen Gegenstand keine Mehrzahl bilden dürfen?) auf und besteigen wieder unser Gefährt. Wir sitzen kaum, als es uns allen Vieren zugleich ganz

eigentümlich zu Mute wird. Die Wärmflasche ist zu ihrer Pflicht zurückgekehrt; sie scheint sogar eifrig bemüht, das Versäumte durch besonders starke Hitzeausstrahlung wettzumachen! Auf das bittersüße halblaute „Oh! die Wärmflasche!“ des verblüfften Amtsrichters räuspert sich Nauke überlaut und selbstbewußt, und dieser Räusper verschließt uns den Mund, so daß wir unsere Klagen über den von dem gefühllosen Rossebändiger in den Schnee gegossenen, mit ganz gemeinem heißem Wasser ausgetauschten weiland Ruster in uns verschließen müssen. Es ist uns ohne jede weitere Worterklärung offenbar, daß Nauke diesmal, wo er es nicht sollte, aufmerksam gewesen ist. Der Herr Amtsrichter kann es sich aber nicht versagen, zu murmeln: Das Moralische kommt doch immer von selbst; wofür wir anderen stillschweigend beschließen, ihn beim nächsten Grand mit Vieren hineinzulegen.

Daß Nauke trotz vergossenem Traubenblut bei der Ankunft in Schwarzenberg wenigstens von unserem Freund Amtsrichter ein Trinkgeld bekam, war ein gutes Zeichen für den sich selbst überwindenden Charakter dieses Herrn.

Das Beste aber kam, wie immer, hinterher. Freund Apotheker, den einst in ferner Jugendzeit liebenderweise die Musen geplagt haben mochten, überraschte uns am nächsten Skatabend mit einem Rusterlied, das der Oberförster, am Klepperkasten stegreifvertönend, mit Halalistimme erschallen ließ:

Als einst der Herr zu Kanaa
Aus Wasser Wein gemacht,
Hat keiner, wie das wohl geschah,
Ergründet und erdacht.

Ein Wunder wars. Doch wohl bekam
Der Wein den Kanaiten.
:/: Wie anders sich der Wein benahm
Bei uns, bei uns im Schlitten! :/:

Da maßte Nauke sich das Recht
Des Weinverwandlers an;
Wie weit es doch ein Pferdeknecht
Zuweilen bringen kann!

Ein Wunder wars. Die dralle Krauß,
Gefüllt mit kaltem Rotem,
:/: Die strahlte plötzlich Hitze aus
Wie glüher Hölle Odem! :/:

Wir viere, die den Wein gepascht,
Wir waren stumm und still
Und dachten, peinlich überrascht:
Wie Gott und Nauke will!

Herr, war auch sündig unsre Tat,
Und strafst du uns zum Muster,
:/: Es ist doch ewig, ewig schad
Um schneevergoss'nen Ruster,
Alle: Ist jammerjammerjammerschad
Um ungenoss'nen Ruster! :/:

W I G O W E I G A N D

SCHLEIFER UND GESCHLIFFENE

Ein poliertes und geschliffnes
Ding aus blankem Nickel
Sah voll Hohn auf ein vergriffnes,
Fahles Lumpenwickel.

Wandte sich alsdann verächtlich
Ab und lachte hörbar,
Was den Lumpen denn beträchtlich
Wurmte, weils empörbar.

Und es sprach das Lumpenwickel
Plusternd unter Stäuben:
Wie sich hat ein solches Nickel,
Herr, man sollts nicht gläuben!

Hab ich es nicht erst befeuert,
Ihm mit meinen Fasern
Weggeschliffen, blankgescheuert
Seine stumpfen Masern?

Und wenn nicht! Muß es sich blähen?
Frommts ihm, mich zu höhnen?
— Wenn wir keine Lumpen sähen,
Sähn wir keine Schönen!

BALLADE VON DER ERLÖSTEN NIXE

Eine Nixe, gut gewachsen
und mit Reizen allerhand,
brachte sich ein Herr aus Sachsen
zur Erinnerung mit vom Strand.

Zärtlich war er ihr ergeben
und gebannt von ihrem Reiz
nannt' er sie: Geliebtes Leben!
Doch sie seufzte ihrerseits.

Sehnsucht schien an ihr zu nagen,
daß sie traurig ward und blaß,
und ihr Blick schien oft zu fragen:
Aber Max, was ist denn das?

Endlich fühlt' er, was sie quälte
und ihm ward es schaudernd klar,
daß sie, weil das Bad ihr fehlte,
eine trockne Nixe war.

Eiligst kauft' er eine Wanne
der bekannten Marke Krauß — —
und erlöst vom düstern Banne
nixt sie nun vergnügt zu Haus.



Auf dem Berge „Gesundbrunnen“ steht der Schwitzapparat Krauß.
Jedes alte Weiblein kommt wie neugeboren jung und schön zurück.



Die Hausfrau, die sich der Krauß-Waschmaschine anvertraut hat, ist gegen alle Stürme des Lebens gefeit. Sie schwimmt in einem Meer von Wonne.

M A R T I N R I C H A R D M Ö B I U S

I M A G I N Ä R E I N D U S T R I E

Palmström dacht' sich dieses aus:
Eine Firma namens „KRAUSS“,
Die zwar an sich schon existiert,
Was Palmström aber nicht geniert.

v. Korff, dem er darüber schrieb,
Bezeichnete ihn zwar als Dieb,
Jedoch, weil ihm die Freundschaft lieb,
Erbat er sich den Hauptvertrieb.

Palmström verwunderte das sehr,
Dann nahm er Pappmodelle her,
Die, um Verzinkung zu ersparen,
In Stanniol gewickelt waren.

Und da er fand, sie sahen täuschend aus,
Beklebte er sie mit der Marke „KRAUSS“.

v. Korff, dem nichts mehr übrig blieb,
Organisierte eiligst den Vertrieb.

Nach Palmströms eigenem Bescheid
Verhandelte er weit und breit
Die Badewannen, Wärmeflaschen
Und Apparate, teils zum Waschen,

Teils zum Früchtekonservieren,
(Vergaß auch nichts zu registrieren!)
Beklebte alles mit der Marke „KRAUSS“
Und mit dem Aufruf „BAD ZU HAUS“.

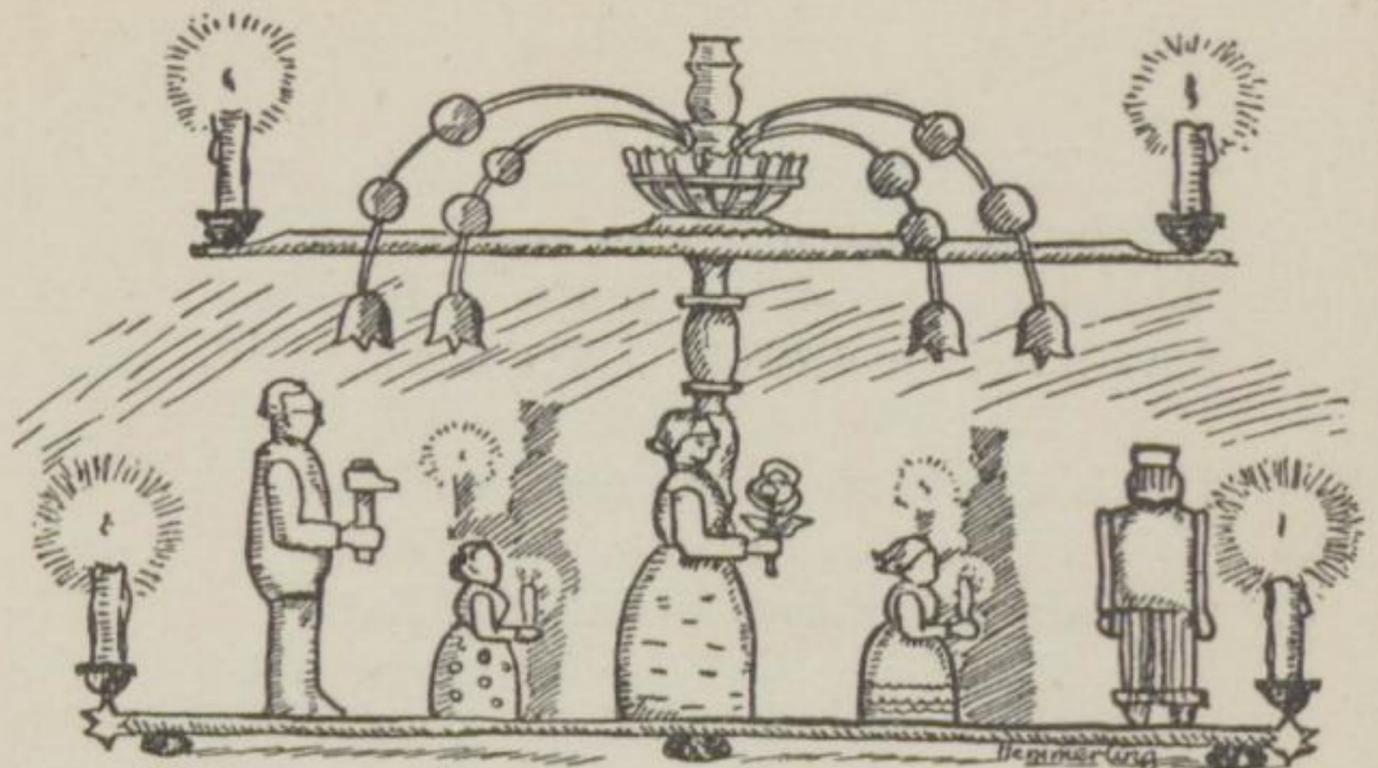
Doch die Verzinkung ward verdächtig,
Die Pappe fand man niederträchtig.
Palmström kam alsbald in Haft,
v. Korff war auf der Wanderschaft.

Bedenket, sprach er vor dem Richter,
Ich bin ein gottgewollter Dichter,
Als solcher weiß ich: Stanniol
Fühlt sich erst als Zink recht wohl!

Und was die Marke „KRAUSS“ betrifft,
So ist das nur die Unterschrift,
Gefällig anzudeuten, wie und wo,
Die Marke „KRAUSS“ ist nämlich so:



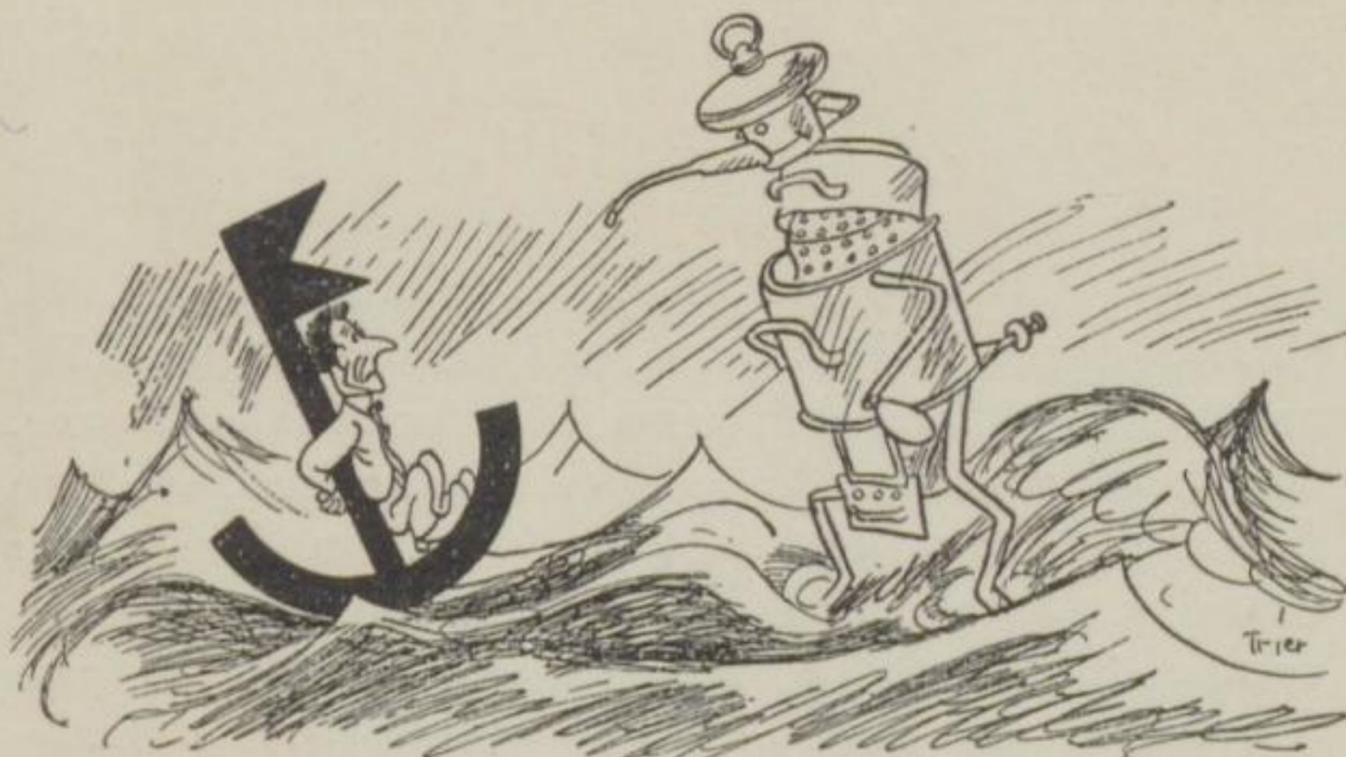
Alsdann entschreitet er mit stolzem Blick,
Nichtachtend seiner Firma Mißgeschick.
Man übergibt ihn schweigend einer Heilanstalt
Und duscht ihn dreimal täglich möglichst kalt.



* Skizze zu einem Aufwandsblatt *



Rosenhammer-Blumenstock von Buchholz



Mein böser Traum noch dem Lauf der Revolutionen



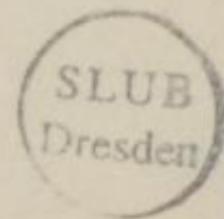
Auch ein Rosenhammer von Heinrich Kley

K A R L J O S E F F R I E D R I C H

KURZE PHILOSOPHIE DER WÄRMFLASCHE

Es ist Mitternacht im Winter, und draußen stehen, klirrend im Frost, die Glühfackeln der funkelnden Sterne, ich aber, in meiner kalten Weltenecke hier, ich, ein Beutel von Staub und doch ein Herz, ein Gehirn, ein Brand, ein Sohn der ewigen Liebe, ich sitze noch im erkalteten Zimmer und lese im Dante, im Buche Jesus Sirach, ich sehe noch ordnend meine neuesten Radierungen durch, auf denen sich auch ein Herz ergossen hat, ein Herz, ein Brand, ein Sohn der ewigen Liebe! Metallisch, kalt, klagend fallen jetzt zwölf Glockenschläge in den Brunnen meines Herzens, zwölf Sterne, die im Wasser erlöschen. Der Frost sitzt mir in den Füßen und in der kalten Rechten, die das Buch hält, ich schüttele die Decke zurück, die meine Knie umhüllt, und gehe, müd, erregt und zitternd, in mein Schlafzimmer.

Heiliges Bett, Traumbarke du, Kahn zum Meere der mondbeglänzten Geheimnisse, sei mir begrüßt! Eisbarke bist du mir jetzt, im Eismeere fährst du dahin, und ich quäle mich ab wie der Forscher zwischen dem Treiben der Schollen. Ich kann nicht schlafen. Wärme, die liebt und begütigt, fehlt mir durchaus, ich friere entsetzlich, und nur meine Stirne ist heiß, meine Schlä-



fen pochen. Da kommen graue Gedanken wie Weiber mit Dolchen, die Engel machen wollen, und fallen mich an mit Gram und Angst. Wo seid ihr, Tröster, voll Gedanken und Heiterkeit? Wie kaltes Eisen ein Gehirn spaltet, so durchdringt mich Frost und Verzweiflung. Die Uhr schlägt ein Uhr, zwei Uhr, immer noch liege ich quälend wach. Ich habe bereits eine Philosophie der Kälte aufgestellt, in vielen Paragraphen schon ausgearbeitet und daran eine grimmige Freude gefunden. Endlich bin ich so gegen drei Uhr morgens, vollständig erschöpft und entnervt, eingeschlafen

Am Morgen wachte ich auf, mit schwerem Kopfe, übermüdet noch, unfähig zu tieferer Arbeit. Nur eines gerade noch konnte ich tun, meine Philosophie der Kälte in zweiunddreißig Paragraphen niederzuschreiben. Der dramatische Gang dieser Philosophie war etwa der: Unsere Kälteerlebnisse in Einzelfällen geben gleichsam ernste Erfahrung. Das Denken bindet diese Einzel-erlebnisse zusammen und denkt die Kälte als Weltmacht, absolut, allumfassend. Mit diesem festen Denkergebnis findet eine Prüfung der einzelnen Nöte und Qualen statt, und alles wird zurückgeführt auf die Kälte als absoluten Weltgrund, als unendlichen Tod. Der Mensch, aus irrational geheimnisvollen Gründen aufblitzend, ist etwa eine Blüte der Wärme, und die praktische Philosophie möchte die Kälte als Weltmacht durch die Wärme als kämpfend schöpferische Fruchtbarkeit überwinden. Das aber gelingt der Wärme nur

eine Weltallsminute, dann siegt die Urkälte, die tötende Urqual, und Ende aller Dinge ist der Kältetod.

Eine schwere, kalte Eisenplatte drückte langsam von oben auf mein Gehirn herunter.

Da klingelte das Telephon. Mein Freund, Dr. Neff, meldete sich. Lustig und munter wie immer, ein wenig überlegen, wozu er nie Grund hat übrigens. Mich ärgerte ingrimmig sein lustiger Ton, und ich sagte: „Hören Sie, mir ist heute nicht wie scherzen, ich habe bis drei Uhr morgens (mein Freund lachte, unerhört! / weshalb ich streng fortfuhr), ich habe bis drei Uhr morgens mit eiskalten Füßen im Bette wach gelegen und bin heute noch ganz erschlagen.“ Von meiner Philosophie verriet ich wohlweislich nichts. „Ja, lieber Mensch“, meinte Dr. Neff, der nun infolge seines guten Herzens, das er eben doch besitzt, seine Frau hat's ihm nämlich eingebracht, wieder ernst wurde und besorgt tat, „da müssen Sie sich eben . . .“ Weiter sprach er nicht. Ein leises Fragezeichen blieb mir im Herzen, bis mittags Doktors Anna, eine Bayerin, mir ein merkwürdiges Paket überbrachte, mit einer Widmung von Frau Doktor, in ihrer schönen, ruhigen Handschrift; hier wäre eine . . . Wärmflasche, damit ich nicht wieder erfröre, und so und so sei sie zu behandeln, sie stamme von der Fa. Krauß in Schwarzenberg, die übrigens die ganze Welt mit Wärmflaschen versorge, in der väterlichen Absicht, das Glück der Menschheit zu fördern. Und so weiter.

„Sehr gut“, rief ich aus, und blickte voll Freude auf das messinggoldene runde Ding, das mir wie ein Welten-Urei vorkam, denn eigelb sah es ja aus. Bald begriff ich die sinnvolle Einrichtung, erprobte alles, füllte die Flasche mit Wasser und ließ es wieder herauslaufen. Ich erinnere mich aus meiner Jugend, daß wir auch Wärmflaschen besaßen, und da versetzte es mich immer in Ärger, wenn das Wasser bei der Entleerung in so scheußlicher, unmelodischer, blubbernder, polternder, rülpsender Art herausbeutelte. Und dann blieb immer noch die Hälfte Wasser drin, zum Ärger meiner Mutter, die meinte, das Wasser drin zerfresse das ganze Metall. Aber hier war irgend eine kluge Erfindung angewandt worden, das Wasser schoß glatt und freudevoll heraus, ohne einen Rest im Innern zu lassen. Natürlich schrieb ich einen höflichen Dankbrief, mich für morgen anmeldend, um meine Erfahrungen selber zu berichten.

Tatsächlich, am nächsten Abend war ich bei meinen Freunden, und, als wir gerade bei Frau Doktors unvergleichlichem, nie wieder erreichtem Schokoladenpudding mit Vanillesauce (klein Bertele von Doktors sagte immer Familchensoose) saßen, erhob ich mich zu einer jener kleinen Reden, wie ich sie über alles liebe (ob sie andere lieben, kann ich nicht sagen). Die letzte Rede hatte ich über Rembrandt gehalten, es war gerade Rembrandts Todestag damals gewesen. Nun erhob ich mich, gleichgültig, ob andere meine kleinen Ansprachen lieben oder nicht, machte eine kleine Verbeugung, wor-

über alles schmunzelte, und sagte im Festrednerton, wie er bei den Jahressitzungen der Akademien der Wissenschaft herrscht, etwa folgendes:

„Teure Freunde, wenn es die philosophische Bestimmung der Freundschaft ist, für die Erziehung des Freundes und für die Bildung seines Herzens zu sorgen, so haben Sie mir diese Freundschaft in edelster Weise, wie bisher, so vor allem durch ihr letztes Geschenk erwiesen. In fürchterlicher Kälte, frierend und frostend, lag ich auf meinem Lager wach, stundenlang, ohne den Mohn des Schlafes, tröstend und mütterlich, erlangen zu können. Krank wachte ich am anderen Tage auf, nur eine Philosophie der absoluten Kälte war mir noch geblieben, ach, eine Philosophie der Verzweiflung, des Allgrauens, der vollkommenen Hoffnungslosigkeit. Wollen Sie glauben, daß Ihr Geschenk einer Kraußschen Wärmflasche meine ganze Philosophie gewandelt hat? Dieses kleine Urweltsei, wie ich es beziehungsreich seiner Eigelbfarbe wegen gern nenne, ist erstens einmal eine Flasche. Sie wissen, eine Flasche ist ein Behälter, ein Beutel, dessen Wesen es ist, zusammenzufassen, zu halten, zu bewahren. Und zweitens eine Wärmflasche. O, lassen Sie mich ein Loblied anstimmen auf die Wärme, jenes unergründete Mysterium einer ewig schöpferischen Mutterkraft, jene fruchtbaren Anstöße kleinster Atome, die ihr freudiges Zittern weitertragen und überall, wo dieses Atomenerzittern hindringt, Liebe und Lust, Freude und Leben, Hoffnung und Zuver-

sicht bringen. Ist es nicht herrlich, daß diese kleine lustige Messingbüchse, werkschön und lieblich anzusehen, dieselbe Macht besitzt wie ein menschliches Herz: Wärme zu sammeln, Wärme abzugeben? Ja, dieser kleine Wärmeschrein, den mir Ihr warmes Herz verehrte, hat meine Philosophie gewandelt. In einem Augenblicke kalter, im Wortsinne: kalter Verzweiflung vergaß ich alle die einzelnen Erlebnisse fruchtbarer Wärme, jetzt aber habe ich sie alle wiedergesammelt und durch mein Denken zusammengebunden zu einer großen, dramatisch dualistischen, monistisch endenden Philosophie der Wärme. Wärme ist Gnade, Wärme ist Erlösung! Lob und Preis der ewigen Wärme, die den Weltgrund erfüllt, die sich sammelt in einem Menschenherzen, das voll Liebe ist wie das Ihre, und die sich auch birgt, gleichnishaft und doch wirklich, in der kleinen, goldgelben Honigbüchse einer Wärmflasche. Kämpfet, ihr warmen Herzen, ihr Wärmeflaschen alle, große und kleine, kämpfet mutig und froh gegen die Kälte der Nacht, die alles einfrieren möchte! Kämpfet, und euer Lohn wird groß sein. Kämpfet, bis endlich das Reich der süßen lieben Wärme alles in allem erfüllt und der Sieg der Wärme vollendet ist.“ Mit einem feuchten und einem heiteren Auge drückten mir meine Freunde die Hand, und Frau Doktor rief: „Anna, setzen Sie Wasser auf für das Urweltsei.“ Anna kam hereingestürzt und rief fragend: „Wos meinens für a Ei, gnä Frau?“

Ich war einmal zu
 Sommerfrische im
 schönen Zugabing
 und fragte dich
 das Höchste in Schwarzburg.

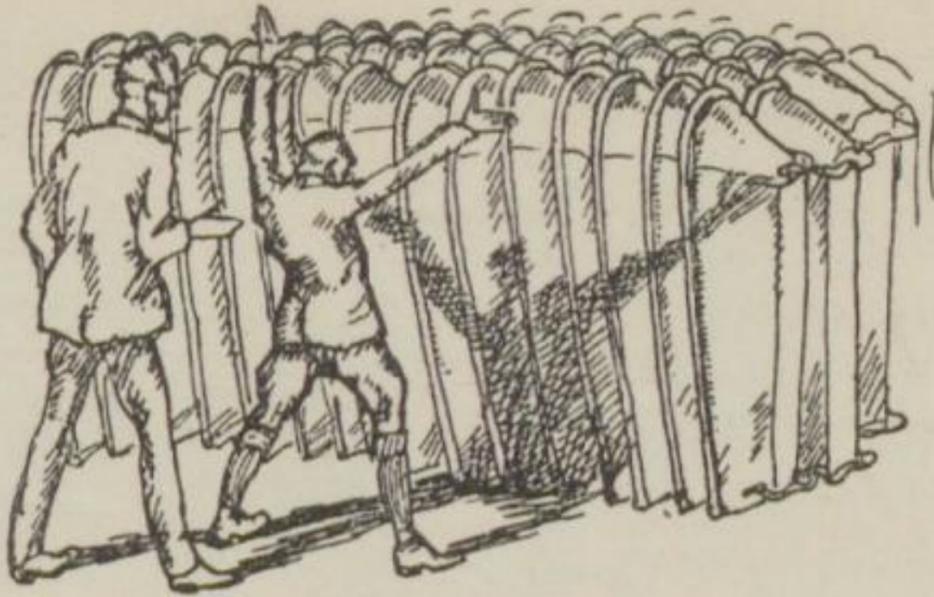


Das ist in meine mein
 die schönste große Kirche.
 Ich dachte, ob meine
 meine Tischlerwerk, ob
 war über eine Ley,
 Subrik.

Ich antwortete mich
 dem Herrsch von,
 ob könnte mich
 eigentlicher eine
 Subrik zeigen!



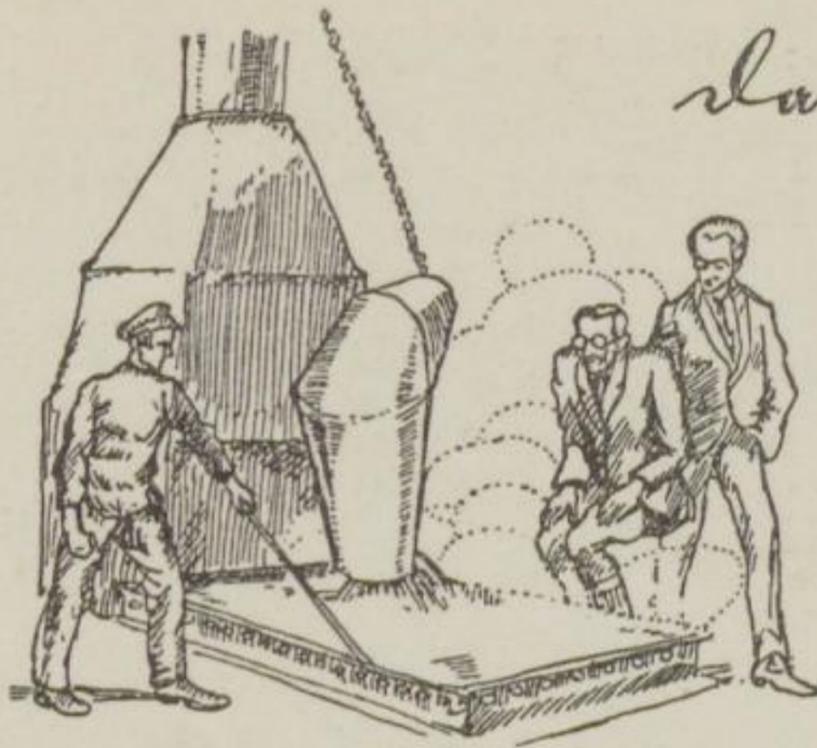
Was
 ist das
 für!!
 Du liebe
 Zeit!
 Kaufend



Lodenmännchen. Wann das meine
 Frau sieht, vor allen Dingen die
 kleine Tante! — Wappenspeisen
 in Fülle und Fülle, damit könnte
 man bequemer Lachlos pflegt

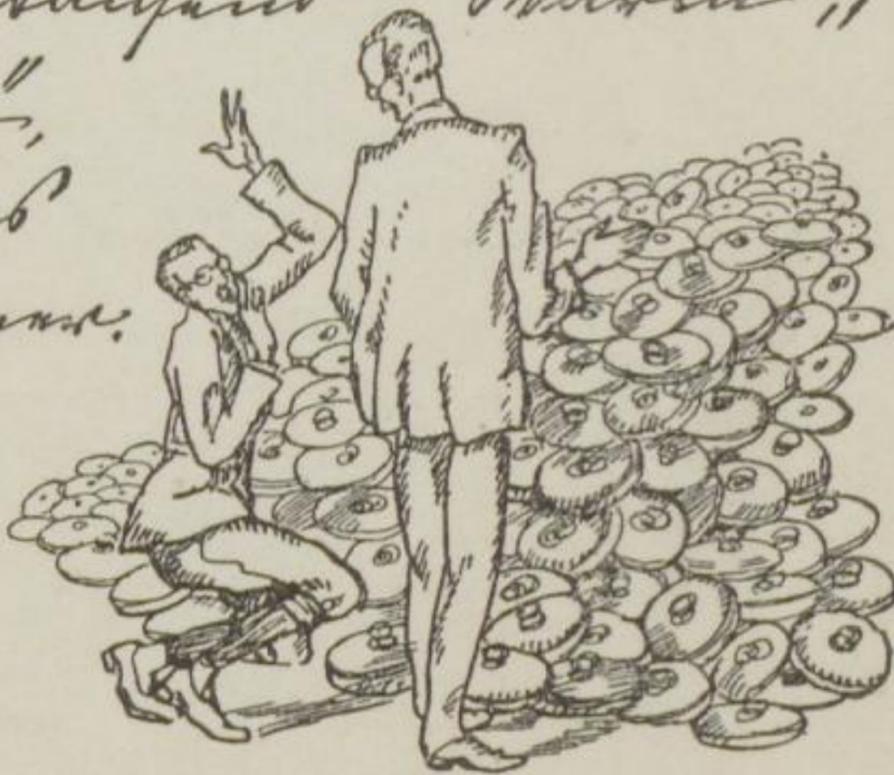


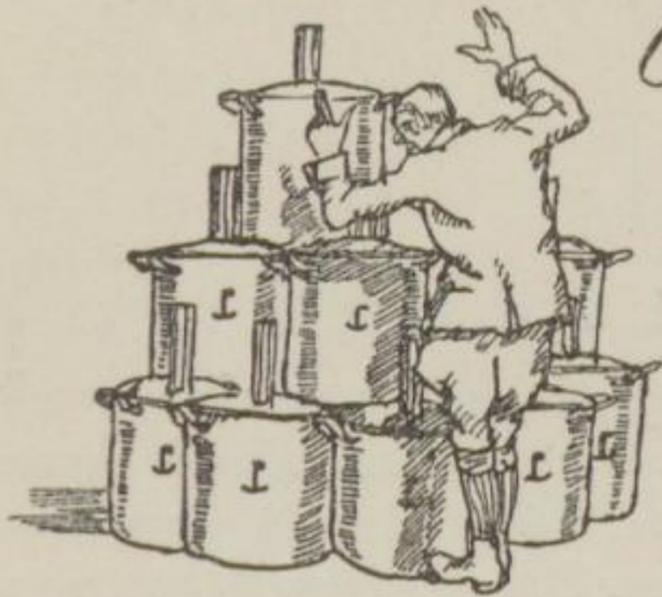
zogen
 Wappenspeisen
 wappenspeisen



Das Tölpel
 vor die
 Vorzüge
 im. Tölpel
 nobilist. Ko.
 nur die
 Waren

sein und blitzblank sein!
 „Sunderstreichend Wasser“
 flappen“
 und das
 im Tölpel.
 Nicht
 werden
 ganz
 waren!





Am Ende
 interessierte
 ich mich nicht
 dringlich für
 einen feinen
 Kopf

das ich dann auf gegeben
 bekam!!

Damit kann man sich
 nicht, daß ich ein
 bauer Kopf bin und mir
 nicht unsern
 feine, feine ich
 für den feinen Kopf.



J. P. Buchholz



A N D I E M I T A R B E I T E R

Was bedeutet doch der Beruf im Leben eines werktätigen Mannes! Er füllt meist ein Drittel der ganzen Lebenszeit aus. Wer einmal darüber nachgedacht hat, wird auch wünschen, daß der Beruf seiner Mühen würdig ist. Jeder ernstere Mensch, der in seiner Arbeit nicht nur eine Geldquelle sieht, müßte erkennen, daß jede Tätigkeit einen Sinn haben sollte, daß die erzeugten Güter der Menschheit irgendwie nützen möchten, daß Zeit und Mühe nicht umsonst aufgewendet werden dürfen.

Wir sind ein Industrievolk geworden, stellen Massengüter für den Verbrauch im Inland und im Ausland her. Es ist wichtig, diese Massenware so hervorzubringen, daß wir sie mit gutem Gewissen aus der Hand geben können. Die deutsche Ware darf nicht länger „häßlich und billig“ genannt werden. Denken wir an das Kleingewerbe früherer Zeiten, an das alte deutsche Handwerk. Meine Vorfahren waren durchweg Handwerker, waren zuletzt Schmiede im oberen Erzgebirge. Mit welcher Hingabe mag ein solcher Meister die Beschläge für eine Haustür gehämmert haben. Die Arbeiten jener Tage erfreuen uns noch heute. Sie haben

eine Art Seele, erzählen uns von der Berufsfreudigkeit in vergangenen Zeiten, von der Liebe zum Handwerk, erzählen uns, wie sich früher die Menschen ganz ihren Aufgaben widmeten. Uns muß gelingen, jene handwerkliche Sorgfalt und Freude am Beruf wieder zu gewinnen. Im Grunde sehnen wir uns ja alle nach dieser alten Einstellung zur Arbeit.

Mir persönlich ist die Verpflichtung zur Qualität von meinem lieben Vater überkommen. Er hat unser Werk nicht nur gegründet und auf seine jetzige Höhe gebracht, sondern hat auch überhaupt die deutsche Wertarbeitsbewegung so gefördert, daß er einen Ehrenplatz in der Geschichte der sächsischen Metallindustrie einnehmen wird.

Ein Unternehmen ist ein Organismus, in dem alle Mitarbeiter in der Erkenntnis und Erfüllung ihrer Aufgaben hemmungslos zusammenwirken müssen. Ich möchte Ihnen einige dieser Aufgaben zeigen. Das Bewußtsein, Nützliches und Wertvolles zu schaffen, ist eine wesentliche Vorbedingung zur Arbeitsfreude. Stellt ein Metallarbeiter erbärmliche Ware her, so wird er davon ebensowenig befriedigt sein wie ein Drucker, der schlechte Bücher und Bilder druckt. Die alten und hauptsächlichsten Gegenstände unserer Fertigung sind die Waschmaschinen und Badewannen. Wie viele Menschen, gerade in wenig begüterten Kreisen, sind durch die Volksbadewanne „Krauß“ zum ersten Mal zu einem Heimbad gekommen. Tausende und Abertausende von

Plakaten „Jedem Deutschen wöchentlich ein Bad“ haben zur Erfüllung einer volkshygienischen Aufgabe beigetragen. Ich freue mich der Gelegenheit, unserem Generalvertreter Hähner und seinen Mitarbeitern hier ein Wort des Dankes für die Art und den Umfang ihrer Arbeit zur Verbreitung des Volksbades sagen zu können. Die Waschmaschinen haben eine ähnliche Aufgabe; sie helfen die Wäsche reinigen und alle Bakterien vernichten. Was es bedeutet, daß die Wäsche in den letzten Jahrzehnten gekocht und dadurch erst richtig desinfiziert und gereinigt wurde, sagen uns am besten die Ärzte. Unsere Wärmflaschen, zweckmäßig angewendet, sind ein nützliches Erzeugnis für den Haushalt und die Krankenpflege. Sie helfen heute vielen Menschen über die Kohlennot wenigstens etwas hinweg. Wollen sie die warmherzigen Worte eines Arztes über die Verwendung dieses Gegenstandes lesen, dann empfehle ich unser Büchlein von Medizinalrat Dr. Siegfried „Die Wärmflasche als guter Hausgeist“. Außer den einfachen guten Zweckgegenständen wie Ölkannen und Laternen stellen wir in Sonderanfertigungen Feuerlöscher her. Es war eine befriedigende Aufgabe, einen besonders handbereiten Löscher zu konstruieren, einen Diener des Menschen gegen die Übermacht des Feuers. Wer den Sinn der Ware kennt, an der er arbeitet, dem wird es nicht schwer fallen, seinen Beruf mit Lust und Liebe zu erfüllen. Wir sind bemüht, die besten Rohstoffe einzukaufen, die bei der Verarbeitung am wenig-

sten Verdruß bereiten. Nach meinem Wissen sind wir die erste Metallwarenfabrik in der Gegend, die durch ein eigenes Laboratorium versucht, wissenschaftliche Erkenntnisse in den Dienst der Metallverarbeitung und -veredelung zu stellen. Die konstruktive Verbesserung unserer Erzeugnisse lassen wir uns jahraus jahrein angelegen sein, wie eine ganze Reihe von Patenten beweist, und wir sorgen dafür, daß Ihnen gute und moderne Maschinen zur Verfügung stehen.

Die eigentliche Verarbeitung aber liegt zum wesentlichen Teil in Ihrer Hand. Hier bitte ich Sie nun, mit handwerklichem Geiste an Ihre Aufgaben heranzugehen, es an Sorgfalt und Bedachtsamkeit nicht fehlen zu lassen und keine Mühe zu scheuen, damit Ihnen die denkbar beste Arbeit gelingt. Je sauberer und besser ein Werkstück ausfällt, umso größer wird die Freude des Herstellers, Ihre Freude, sein. Es gibt eine gewisse Werktagsfröhlichkeit, die das leichte, beständige Gelingen fördert, die uns ein schnelles, gutes Arbeiten ohne übermäßige Anstrengung ermöglicht und die uns die Freude an der sich mehrenden Stückzahl empfinden läßt. Für jede Anregung, die Ihnen zur Verbesserung der Warengüte oder des Herstellungsweges von Vorteil scheint, sind wir Ihnen dankbar. Glauben Sie nicht, daß es immer große Erfindungen sein müßten. Es wurde schon mancher kleine Vorschlag erfolgreich angewendet.

Als Waren „System Krauß“ gingen unsere Erzeugnisse

seit vielen Jahren in die Welt. Das Wort „System“ ist ein oft gebrauchtes Fremdwort und hat keinen guten Klang mehr. Darum haben wir uns eine sogenannte Bildmarke gewählt in dem vorangestellten Zeichen, entworfen von Walter Kersting. Diese Marke soll in Zukunft der Gütebeleg unserer Waren sein. Ich bitte Sie, sich der Verpflichtung zur Qualität bewußt zu sein, die in der Anwendung einer Fabrikmarke liegt. Ein schlechter Geselle verleugnet, was er hergestellt hat; der tüchtige Meister ist auf seine Ware stolz, sie darf sein Wappen tragen, soll seiner Werkstatt Ehre machen. Ebenso ist es mit einer Industriemarke; nach vielen Jahren des Gebrauchs läßt sie noch die Herkunft des Gegenstandes erkennen. Die Tochter will Kraußware kaufen, da sie sich bei der Mutter bewährt hat. Die wirtschaftliche Not erzieht nicht zum Kauf des Billigsten, sondern lehrt, das Haltbarste und Zweckdienlichste zu wählen. Der Händler wird auf die Marke zeigen, wenn er belegt, daß er nur gute Ware verkauft. Sie bringt ihm ja auch die wenigsten Beanstandungen. Fühlen Sie sich mit mir verantwortlich für den Ruf unserer Ware! Erkennen Sie die gemeinschaftlichen bedeutenden Aufgaben! Jede Anerkennung, jedes Lob, das wir über die Kraußware gehört haben und in Zukunft noch hören werden, gilt Ihnen ja ganz besonders. Die Kraußmarke, die wir täglich sehen, soll uns immer wieder an unsere Pflichten innerhalb der deutschen Wertarbeitsbewegung erinnern.

I N H A L T S - V E R Z E I C H N I S

S. 1

FRIEDRICH EMIL KRAUSS
FRÖHLICHES UM DEN WERKTISCH EINES FABRIK-
LEITERS

S. 6

FRITZ BUCHHOLZ
IRMGARD UND KÄTE KRAUSS

S. 8

FRANZ ADAM BEYERLEIN
DIE WANNE DES CHRISTKINDES

S. 24

JOST AMMANN 1568
DER KANDELGIESSER

S. 25

CHRISTOPH WEIGEL 1698
DER FLASCHNER

S. 26

FRITZ MÜLLER-PARTENKIRCHEN
DER JAHRTAG

S. 34

TH. TH. HEINE
HÖLLENWÄSCHE
F. WAGNER-POLTROCK
EIN RÄTSEL (EINKOCHAPPARAT)

S. 35

KARL ETTLINGER

GUTER RAT

S. 36

WIGO WEIGAND

EINE RUSTERFAHRT

S. 42

WIGO WEIGAND

SCHLEIFER UND GESCHLIFFENE

S. 43

PETER SCHER

BALLADE VON DER ERLÖSTEN NIXE

S. 44

TH. TH. HEINE

DER BERG „GESUNDBRUNNEN“

S. 45

TH. TH. HEINE

EIN MEER VON WONNE

S. 46

MARTIN RICHARD MÖBIUS

IMAGINÄRE INDUSTRIE

S. 48

ERICH HEMMERLING

SKIZZE ZU EINEM WEIHNACHTSBLATT

FRITZ BUCHHOLZ

ROSENHAMMER-BLUMENSTOCK

S. 49

WALTER TRIER
MEIN BÖSER TRAUM

HEINRICH KLEY
AUCH EIN ROSENHAMMER

S. 50

KARL JOSEPH FRIEDRICH
KURZE PHILOSOPHIE DER WÄRMFLASCHE

S. 56

FRITZ BUCHHOLZ
MEIN BESUCH BEI DEN KRAUSSWERKEN

S. 60

FRIEDRICH EMIL KRAUSS
AN DIE MITARBEITER

*

EMIL PRETORIUS
SCHLUSSVIGNETTE





GEDRUCKT ALS ZWEITER PRIVATDRUCK IM AUFTRAGE VON
FRIEDR. EMIL KRAUSS IN SCHWARZENBERG SA. BEI DER
DRUCKEREI C.G.NAUMANN G.M.B.H. IN LEIPZIG. DIE DRUCK-
ÜBERWACHUNG BESORGTE FRITZ BUCHHOLZ IN QUASNITZ.

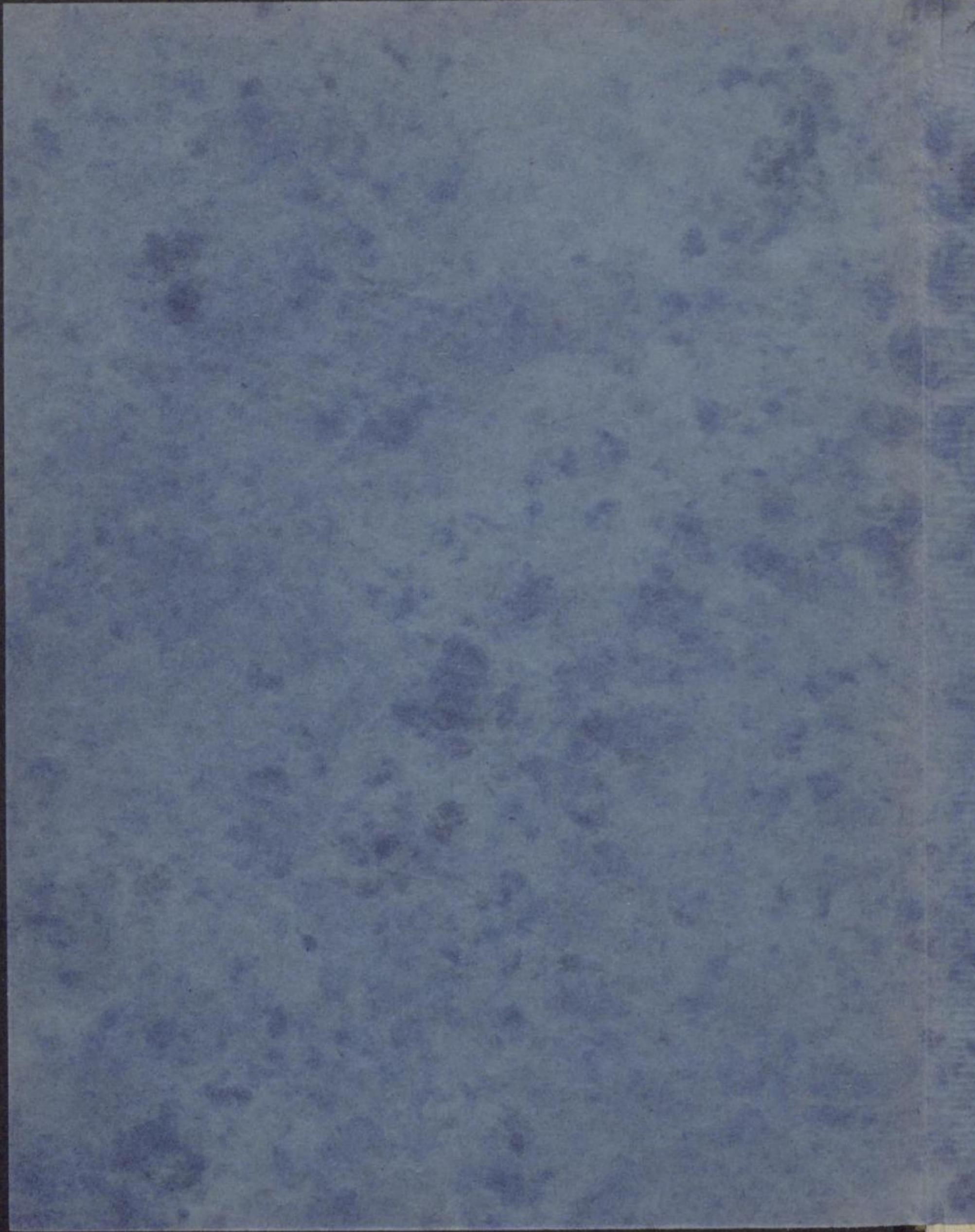
DIE AUFLAGE BETRÄGT ZWEITAUSEND STÜCK.
DIE ERSTEN HUNDERT WURDEN DURCH
BUCHBINDERMEISTER HEUMER IN
CHEMNITZ HANDGEBUNDEN.

DIESES BUCH TRÄGT
DIE NUMMER



180952

68. -



SLUB DRESDEN



3 4801262